

Kindheiten im Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg

Das Zusammenwirken von NS-Erziehung und Bombenangriffen

Ilka Quindeau, Katrin Einert und Nadine Teuber

Zusammenfassung

In den letzten Jahren wurden die Erfahrungen der „Kriegskinder“ des Zweiten Weltkriegs Gegenstand mehrerer wissenschaftlicher Studien. Die Generation der „Kriegskinder“ gilt als traumatisiert; Schätzungen schwanken von einem Drittel bis zur Hälfte dieser Generation, die unter diesen Belastungen bis in die Gegenwart hinein leiden. Das vielfach fortbestehende Leiden der damaligen Kinder wird hierbei als mehr oder weniger ausschließliche Folge des Zweiten Weltkriegs (fehl-)interpretiert und die kulturelle Dimension einer intensiven Sozialisation und Erziehung unter der Nazi-Ideologie kaum oder nur stark verkürzt verhandelt. Wie wir mit unserer Studie zeigen werden, waren es nicht nur die Bombennächte, die Erfahrung von Flucht und Vertreibung, die belastende bis traumatisierende Auswirkungen zeitigten, sondern wesentlich die Beziehungserfahrungen mit den eigenen Eltern und NS-Sozialisation. Dies muss mit den Kriegserfahrungen zusammen betrachtet werden, um die Leiderfahrungen und Realitäten dieser Personengruppe angemessen erfassen zu können und um Verkürzungen und Entkontextualisierungen zu vermeiden. In unserer Studie beziehen wir uns auf Angehörige der Geburtsjahrgänge 1930 bis 1945 und fragen danach, ob und inwiefern sich die unterschiedlichen Identifizierungen der Eltern mit dem NS-System und seinen Erziehungsmaximen auf das Leben der Kinder auswirken. Die Bedeutung der Erziehung im Nationalsozialismus und die transgenerationelle Weitergabe werden in ihrem Zusammenspiel mit den Folgen von Kriegshandlungen untersucht. Von entscheidender Bedeutung ist dabei, dass es sich um eine rückwirkende, nachträgliche Betrachtung handelt, die in ihren Funktionen für die jeweilige Gegenwart reflektiert werden muss.

Einleitung

Als der Luftangriff auf Halberstadt uns schwer erschüttert hat, das war ein Sonntag, dachte ich schon am frühen Nachmittag, als die Stadt noch brannte: Da ist was zu erzählen, am nächsten Tag, in der Schule. Die fiel aber nun leider aus: Das heißt, ich habe es als schlimmer empfunden, dass die Schule ausfällt und ich nichts erzählen konnte, als dass das Haus verbrannte.¹

An seinen lebensgeschichtlichen Erinnerungen verdichtet Alexander Kluge die vitale Bedeutung des Erzählens. Etwas erzählen können heißt, etwas zu verarbeiten und zumindest ansatzweise einem belastenden Geschehen den Schrecken zu nehmen. In den letzten Jahren wurden die Erfahrungen der „Kriegskinder“² des Zweiten Weltkriegs Gegenstand mehrerer wissenschaftlicher Studien (u.a. Schulz/Radebold/Reulecke 2004; Lamparter 2006; Kuwert et al. 2007; Glaesmer/Brähler 2011; Lamparter et al. 2010). Daneben finden sich zahlreiche mediale Aufarbeitungen in Form von autobiographischer Literatur, Fernseh-Sendungen und Tagungen. Die Generation der „Kriegskinder“ gilt als traumatisiert, Schätzungen schwanken von einem Drittel bis zur Hälfte dieser Generation, die unter diesen Belastungen bis in die Gegenwart hinein leiden (vgl. Radebold/Heuft/Fooker 2006). Neuere epidemiologische und bevölkerungsrepräsentative Untersuchungen korrigieren diese hohen Schätzungen; etwa vier Prozent der Älteren weisen das Vollbild einer Posttraumatischen Belastungsstörung auf, bei zwölf Prozent ließen sich Anzeichen für eine Traumatisierung finden (Glaesmer/Brähler 2011; Glaesmer et al. 2010). Als ursächlich für die Belastungen im Alter werden vor allem die Kriegshandlungen betrachtet, denen diese Kinder schon in frühestem Alter ausgesetzt waren, wie z.B. Bombenangriffe, die Erfahrung von Flucht und Vertreibung sowie der Verlust von Angehörigen.

Wenngleich es sich bei den „Kriegskindern“ um eine Gruppe handelt, die nicht aktiv am Krieg und den Verbrechen des Nationalsozialismus beteiligt war, verläuft die Debatte um ihr Leid keineswegs konfliktfrei. Obwohl es schon unmittelbar nach Ende des Krieges erste Veröffentlichungen gab, in deren Mittelpunkt die Leiden der nicht-verfolgten Deutschen standen, wird immer noch häufig von einem Tabu gesprochen, dies thematisieren zu können. Die Rede ist dabei oft von einer Konkurrenz der Opfergruppen und problematischen Verschiebungen in der deutschen Erinnerungskultur. Bereits 1989 brachte der Fall der Mauer eine neue Situation und damit eine Veränderung der bundesdeutschen Erinnerungskultur mit sich. Dresden rückte als prominenter Erinnerungsort ins allgemeine Interesse. Aleida Assmann sieht in der „Kriegskinder“-Debatte allerdings keine Aufrechnung, sondern vielmehr eine Ergänzung und Erweiterung des Geschichtsbildes:

Nachdem die jüdische Opfererfahrung im Gedächtnis der Deutschen verankert ist, können andere Leidensgeschichten in diesem Bild mit eingezeichnet werden, ohne das gesamte Gefüge zu verschieben. Die Traumata der deutschen Zivilbevölkerung haben in dem Maße Platz neben den Traumata der Holocaustopfer, in dem sich das Bewusstsein historischer Zusammenhänge etab-

1 Alexander Kluge, Interview in Süddeutsche Zeitung Nr. 249, 28. 10. 2011.

2 Wir verwenden den in der Literatur gebräuchlichen Begriff „Kriegskinder“ trotz seiner problematischen Konnotationen, auf die weiter unten im Text eingegangen wird.

liert. Es kann nicht darum gehen, dass Hamburg und Dresden von Auschwitz und Treblinka übertrumpft werden oder umgekehrt, sondern dass Hamburg und Dresden zusammen mit Auschwitz und Treblinka zu erinnern sind. (Assmann 2007, 188)

Andere hingegen betrachten die „Kriegskinder“-Thematik als Variation des deutschen Opferdiskurses, wonach die nicht-verfolgten Deutschen versuchten, sich in die Gruppe der Opfer einzureihen und damit die deutsche Erinnerungskultur tiefgreifend zu verändern. Das Thema werde in Forschung und öffentlichem Diskurs aus dem historischen Zusammenhang gelöst und somit anschlussfähig an andere Opferdiskurse gemacht. Salzborn beschreibt den „neuen deutschen Opferdiskurs“ als einen Versuch der Umdeutung und sieht hierin den Wunsch nach einer normalisierten Nation. Er versteht diesen als einen deutschen „Befreiungsdiskurs“, welcher den „Eintritt in die internationale Opferkultur“ ermögliche. Befreiend wirke er dahingehend, dass nun nicht mehr von den Deutschen als Täterinnen und Täter gesprochen werde, sondern eben auch über ihre Erfahrungen als Opfer des Krieges (Kludt/Salzborn 2003, 19 f.) „Kriegskinder“ spielten dabei eine besonders wichtige Rolle, da Kinder die Assoziation der vollkommenen Unschuld vermittelten. Norbert Frei nennt „die Besinnung der Kriegskinder auf ihre Geschichte“ die „Selbsterfindung“ einer Gruppe, die die Vergangenheit umcodiere und die Deutschen als Opfer sehen wolle (Frei 2005, 17). Kötscher (2012) vertritt die These, dass die Kriegskindheitsforschung ihrerseits ebenfalls mehr zu weiterem Verdecken als zum Aufdecken deutscher Vergangenheit beitrage, konzentriere diese sich doch nur einseitig auf den Krieg und nicht auch auf den Nationalsozialismus. Diese Kritik nimmt den wichtigen Aspekt auf, dass der „Kriegskinder“-Diskurs besonders geeignet scheint, sich der schuldhaften NS-Vergangenheit und ihrer Folgen zu entledigen. Der Begriff „Kriegskind“ ist daher kritisch zu betrachten, bezeichnet er doch mit dem einseitigen Bezug auf Kindheit im Krieg nur einen spezifischen Ausschnitt der lebensgeschichtlichen und psychosozialen Realität dieser sehr heterogenen Personengruppe.

In der vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten seit Mitte 2009 laufenden Studie „Trauma im Alter“ an der Fachhochschule Frankfurt³ wird dem nachgegangen und untersucht, was die Ursachen des Leids der Personen dieser Gruppe sind und welche Rolle der Nationalsozialismus und seine Folgen für die Nachkommen der Täter- und Mitläufer-Generation hierin spielt, welche Muster der Strukturierung und Verarbeitung von Erlebnissen sich erkennen lassen und inwiefern die untersuchten Biographien den „Kriegskinder“-Diskurs widerspiegeln und umkehrt.

³ Die Laufzeit des Projekts endet am 31.12.2012. Projektleiterin ist Ilka Quindeau, Psychoanalytikerin (DPV/IPV) in eigener Praxis und Professorin für Klinische Psychologie und Psychoanalyse an der Fachhochschule Frankfurt mit den Arbeitsschwerpunkten psychoanalytische Konzeptforschung (Erinnerung, Trauma, Sexualität), Geschlechterforschung, individuelle und gesellschaftliche Folgen des Nationalsozialismus; Nadine Teuber, (Dr. phil., Dipl.-Psych.) ist mittlerweile wissenschaftliche Mitarbeiterin am Arbeitsbereich Psychoanalyse der Goethe-Universität, Frankfurt am Main und in psychoanalytischer Ausbildung am Frankfurter Psychoanalytischen Institut (FPI/DPV). Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Geschlechterforschung und Depression sowie Antisemitismus- und Traumaforschung. Katrin Einert (Dipl.-Päd.) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der FH Frankfurt und Stipendiatin des Ernst-Ludwig-Ehrlich Studienwerks. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Antisemitismus- und Traumaforschung, Rechts-Extremismus und Folgen von Täterschaft.

Immer wieder findet sich in den Erzählungen von „Kriegskindern“ der Hinweis, dass man nun endlich auch über das Leiden der nicht-verfolgten Deutschen sprechen dürfe (u.a. Bode 2004; Reddemann 2004). Es wird der Eindruck erweckt, als unterlägen diese einem gesellschaftlichen Tabu, was genauer historischer Betrachtung allerdings nicht standhält. So erschien beispielsweise bereits in den 1950er Jahren eine achtbändige historiographische Reihe über die Vertreibung der Deutschen (vgl. Brumlik 2005, 549), und auch in der deutschen Literatur der Nachkriegszeit finden sich die Erfahrungen des Krieges mit seinen vielfältigen Verlusten (u.a. Heinrich Böll, Alexander Kluge, Christa Wolf und Peter Handke).

Wenn die Rede vom Tabu nun offensichtlich im gesellschaftlichen Zusammenhang nicht zutrifft, könnte man annehmen, dass hier eine Verschiebung vorliegt, und danach fragen, woher die Empfindung eines Tabus möglicherweise stammen könnte. Viele „Kriegskinder“ machten die Erfahrung, dass sie in der Familie nicht über ihre eigenen leidvollen Erfahrungen sprechen konnten. Das Tabu, über diese Erfahrungen zu sprechen, wäre damit sinnvoller als im politischen Raum in den Familien anzusiedeln und davon auszugehen, dass die Eltern aus unterschiedlichen Gründen davon nichts hören wollten. Des Weiteren waren Fragen nach der NS-Involviertheit der Eltern in vielen Familien tabuisiert, was ein weitergreifendes Schweigen in den Familien zur Folge hatte. Psychologisch kann man das Tabu außerdem als Resultat von Spaltungsprozessen verstehen: zum einen bezüglich der eigenen abgespaltenen unbewussten Identifizierung mit Anteilen der NS-Ideologie⁴ und außerdem als Folge der Spaltung von dem Bild der „guten“ geliebten Eltern und ihrer möglichen Involviertheit in das NS-System. Die Möglichkeit einer aktiven Teilnahme oder Zeugenschaft von Verbrechen wird geleugnet, und die Eltern werden zu Opfern von Krieg und Gefangenschaft. So könne das Bild der lebenswerten Eltern bewahrt werden; die verleugnete Familiengeschichte lebe allerdings als Fantasie von Täterschaft im Unbewussten weiter und führe zur Angst, die Täterschaft in der eigenen Familie zu entdecken (Rosenthal 1997). Diese Spaltung erschwere die Ablösung von den Eltern und führe zu einer gefühlsmäßigen Ambivalenz, die je nach Grad der Auseinandersetzung der bewussten Wahrnehmung mehr oder weniger zugänglich sei (Schulz-Hageleit 2012, 5). Durch lebensgeschichtliche Veränderungen wie etwa den Tod der Eltern, aber auch das Ende der eigenen Berufstätigkeit werden solche Spaltungen wieder virulent und erfordern weitere psychische Verarbeitung.

Diese Spaltungen werden auch in „Kriegskinder“-Diskurs und -Forschung selbst weiter aufrechterhalten. Dessen zentrales Problem besteht darin, dass das vielfach fortbestehende Leiden der Kinder als mehr oder weniger ausschließliche Folge des Zweiten Weltkriegs interpretiert wird. Wie wir mit unserer Studie zeigen werden, waren es nicht nur die Bombennächte, die Erfahrung von Flucht und Vertreibung, die belastende bis traumatisierende Auswirkungen zeitigten, sondern maßgeblich auch die

4 Auch Kinder besetzten Krieg und Nationalsozialismus zu Beginn wie Erwachsene meist positiv. Die Sozialisation im Nationalsozialismus hinterlässt in der psychischen Struktur dieser Kinder verschiedene Formen der Identifizierung mit der NS-Ideologie, zumeist nicht in politischen Überzeugungen, sondern in unbewusster Teilhabe an Größe und Macht. Dies wurde nach 1945 nicht bearbeitet, sondern durch den psychischen Mechanismus der Spaltung unbewusst gemacht und so nicht mehr als der eigenen Person zugehörig erlebt. Sie bestehen jedoch weiterhin fort. „Kinder waren weder nur stumme und traumatisierte Zeugen dieses Krieges, noch einfach dessen unschuldige Opfer; der Krieg drang in ihre Vorstellungswelt ein und focht seine Kämpfe in ihrem Inneren aus.“ (Stargardt 2006, 13, zitiert nach Brockhaus 2010)

Beziehungserfahrungen mit den eigenen Eltern. Die kulturelle Dimension einer intensiven Sozialisation und Erziehung unter der Nazi-Ideologie wird in der bisherigen „Kriegskinder“-Forschung kaum oder nur stark verkürzt verhandelt.⁵ Zwar wird in manchen Studien die Bedeutung von NS-Erziehung benannt und etwa das nationalsozialistische „Selbst- und Idealbild“ betont, von welchem Stärke und Härte gefordert wurde (Radebold/Heuft/Fooker 2006). Der spezifische familiäre Erziehungsalltag wird allerdings nicht näher betrachtet. Die Erziehung im Nationalsozialismus und die Haltung den eigenen Kindern gegenüber waren oft so kinderfeindlich, dass sie aus heutiger Perspektive als Kindesmisshandlung bezeichnet würden. Diese Erfahrungen werden in den Erinnerungen der damaligen Kinder ebenfalls häufig abgespalten; dies stellt einen Versuch der psychischen Bewältigung dar. Eine weitere Form der Spaltung in der Forschung besteht darin, dass die Gruppe der Kriegskinder implizit von der Gruppe der „Täterkinder“ unterschieden wird, zu welchen es eine Reihe von Forschungsarbeiten gibt. Dass die Ergebnisse dieser Arbeiten nicht in die „Kriegskinder“-Forschung integriert werden, kann die Illusion unterstützen, es handle sich nur um das Problem einiger weniger NS-Täterinnen und Täter und ihrer Familien und nicht um ein kollektives Phänomen, das die Mehrheit dieser Generation betrifft (Müller-Hohagen 1994). Viele Nachkommen wissen weder, was ihre Eltern tatsächlich getan haben, noch, was ihre tatsächliche Überzeugung war.

Schon allein der mehr oder weniger bewusste Verdacht einer möglichen Täterschaft kann aber eine starke Belastung darstellen. (Müller-Hohagen 2005, 112) Die kollektive Kindesmisshandlung im Nationalsozialismus und die transgenerationale Weitergabe der NS-Täterschaft muss jedoch mit den Kriegserfahrungen zusammen betrachtet werden, um die Leiderfahrungen und Realitäten dieser Personengruppe angemessen erfassen zu können und um Verkürzungen und Entkontextualisierungen zu vermeiden.

In unserer Studie beziehen wir uns auf Angehörige der Geburtsjahrgänge 1930 bis 1945 und fragen danach, ob und inwiefern sich die unterschiedlichen Identifizierungen der Eltern mit dem NS-System und seinen Erziehungsmaximen auf das Leben der Kinder auswirken.⁶ Die Bedeutung der Erziehung im Nationalsozialismus und die transgenerationale Weitergabe werden in ihrem Zusammenspiel mit den Folgen von Kriegshandlungen untersucht. Von entscheidender Bedeutung ist dabei, dass es sich um eine rückwirkende, nachträgliche Betrachtung handelt, die in ihren Funktionen für die jeweilige Gegenwart reflektiert werden muss.

Forschungsüberblick

Anna Freud und Dorothy Burlingham untersuchten 1941 bereits während des Zweiten Weltkrieges Kinder, die kriegsbedingt aus der Londoner Innenstadt evakuiert und in den Kinderheimen der Hampstead Nurseries untergebracht wurden. Die Kinder hatten Kriegserlebnisse wie Fliegerangriffe, Nächte in Luftschutzkellern und Trennung vom

5 So wird zwar beispielsweise in einem Fragebogen nach der Mitgliedschaft der Eltern in NS-Organisationen gefragt, aber in der Auswertung nur festgestellt, dass sich die Probanden mit diesem elterlichen Hintergrund nicht von anderen unterscheiden würden (Bauer 2009, 49).

6 Die „Kriegskinder“ der Geburtsjahrgänge 1930 bis 1945 sind als einzige Generation in ihrer frühen Kindheit im Nationalsozialismus sozialisiert worden, und im Unterschied zu älteren Generationen verfügen sie über keinerlei Sozialisationserfahrungen vor dieser Ideologie.

Vater erlebt und kamen entweder in Begleitung ihrer Mütter oder alleine in den Nurseries an. Freud und Burlingham stellten fest, dass die Kinder mit kriegsbedingten Erlebnissen weitaus besser umgehen konnten, wenn sie dabei von ihrer Mutter begleitet wurden, als Kinder, die durch die Evakuierung von ihren Müttern getrennt waren (Freud/Burlingham 1943). Freud und Burlingham waren auch die ersten, die eine altersspezifische, nach psychodynamischen Phasen ausgerichtete Traumatisierung identifizierten. Die Fähigkeit der wichtigen Beziehungspersonen, die eigene Angst und die Angst des Kindes auszuhalten und dem Kind trotz der äußeren Bedrohung Stabilität zu vermitteln, wurde von den Autorinnen als wichtiger Resilienzfaktor diskutiert (Freud/Burlingham 1943; Freud/Dann 1951).

In Deutschland gab es lange Zeit keine systematische Forschung zu diesem Thema. Seit den späten 1980er Jahren entstanden vermehrt Arbeiten zu den psychischen Folgen der Nachkommen von NS-Täterinnen und Tätern (u.a. Bar-On/Schmidt 1993; Bergmann/Jucovy/Kestenberg 1995; Bohleber 1990, 1997; Eckstaedt 1989; Grünberg/Straub 2001; Moser 1996; Müller-Hohagen 1994; Lohl 2011; Rosenthal 1997; Schneider/Stilke/Leineweber 1996; von Westernhagen 1987).

Themen waren hier unter anderen die starke Loyalität der Kinder von NS-Täterinnen und Tätern und Mitläuferinnen und Mitläufern, die transgenerationale Weitergabe von Schuld, Scham und Antisemitismus, die Identifizierung der Nachkommen mit den Idealen der NS-Ideologie und die narzisstischen Bindungen in den Familien. Die Logik der NS-Ideologie, die bei den Subjekten vor 1945 unter anderem zu einer hohen narzisstischen Aufwertung führte (Marks 2011, 103), kam auch nach 1945 in den Familien zum Tragen und bestimmte die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern: „Die Dynamik von Hass und Entwertung tobte sich vielfach innerhalb der Familie aus.“ (Bohleber 1990, 78) Die Eltern funktionalisierten ihre Kinder als Selbstobjekte zum Erhalt ihres narzisstischen Gleichgewichts: „Eigene Schwäche und Versagen, nagender Zweifel und Schuldgefühle wurden projektiv in das Kind transportiert, dort deponiert und verachtet.“ (Bohleber, 1998, 261) Die Eigenständigkeit der Kinder wurde als bedrohlich erlebt (Marks 2011). Müller-Hohagen betont die Häufigkeit von schwerem Missbrauch und Gewalterfahrungen von Kindern mit Kriegs- und NS-Hintergründen. Die Gewalt habe sich nach 1945 in den Familien fortgesetzt. „Viele Nachkommen haben dies gleichsam mit der Muttermilch aufgenommen, sind – mit oder ohne Schläge – aufgewachsen in einer ungreifbaren, aber gleichwohl spürbaren Atmosphäre tödlicher Drohungen, dies von den gleichen Menschen, die mehr oder weniger liebevolle Eltern und Großeltern waren.“ (Müller-Hohagen 2005, 110) Rosenthal zeigte auf, wie Nachgeborene lernten, das Tabu, nach der NS-Vergangenheit zu fragen, zu akzeptieren (Rosenthal 1997), und Bohleber wies darauf hin, dass das Verschwiegene trotzdem „durch Beschweigen sprachlos, aber tyrannisch in die psychische Realität der Kinder eindrang (...)“ (Bohleber 1997, 972). Kinder, die nicht direkt mit den NS-Verbrechen konfrontiert wurden, seien nur durch eine „hauchdünne Membran“ davon getrennt gewesen (Schulz-Hageleit 2009, 2). Moser betont, dass das Schweigen zu einer „unbewussten Vergrößerung, ja Dämonisierung“ des Verschwiegenen führte. „Das Nicht-Gesagte, Unbekannte, Beschwiegene weckt die unbewusste mythische Phantasie. Dies scheint auch der Raum für unbewusste Übernahmen von Eigenschaften, die nie ein im Gespräch präsent Thema waren.“ (Moser 1996, 253) Da das Nicht-Gesagte nicht mehr direkt zu entziffern ist, wird es als Leerstelle psychisch wirksam als etwas Unheimliches, Diffuses, nicht nur

auf inhaltlicher, sondern auch auf struktureller Ebene (Müller-Hohagen 2005). Marks bezeichnet das Tabu als innerpersonelle Abwehr, das die abgewehrten psychischen Phänomene einer Verarbeitung entzieht. Inhalt des Tabus seien in diesem Zusammenhang die Verbrechen des NS und häufig auch Erinnerungen an subjektiv positive Erlebnisse.⁷ So übertrugen sich die elterlichen Abwehrformationen transgenerationell auf die Kinder. Eine Verletzung der familiären Loyalität hatte für die Nachgeborenen Schuldgefühle zur Konsequenz, was ein genaues Nachfragen nach der Verwicklung der Eltern verhinderte, wodurch die Kinder ihre Eltern aber auch sich selbst schützten (Müller-Hohagen 1994). Diese Schuldgefühle nennt Eickhoff (1986), sich auf Freud beziehend „entlehnte unbewusste Schuldgefühle“, handele es sich doch nicht um die ursprünglich eigenen.⁸ Lohl (2011) betont die durch die Loyalität ebenso unbewusst erhoffte Teilhabe an alten NS-Idealen, Größe und Macht. Die Brechung der Loyalität mit den Eltern rufe dann nicht nur Schuldgefühle und Scham, sondern auch narzisstische Kränkungen hervor und müsse auch aus diesem Grunde vermieden werden. Die Berührung der eigenen Identifikation mit Teilen der NS-Ideologie, Macht, Abenteuer, „narzisstisch Großartigem“ sei mit einer tiefsitzenden Angst besetzt (Krause 2010, 12). Triumphale Macht- und Euphoriegefühle der ersten Kriegsjahre und eine mögliche eigene aktive Beteiligung werden daher nur selten thematisiert (Schulz-Hageleit 2009). Des Weiteren komme es zu einer Spaltung des Elternbildes: Die aktive Teilnahme oder Zeugenschaft von Verbrechen werde geleugnet, und die Eltern würden zu Opfern von Krieg und Gefangenschaft. So könne das Bild der liebenswerten Eltern bewahrt werden; die verleugnete Familiengeschichte lebe allerdings als Fantasie von Täterschaft im Unbewussten weiter und führe zur Angst, die Täterschaft in der eigenen Familie zu entdecken (Rosenthal 1997). Diese Spaltung erschwere die Ablösung von den Eltern und führe zu einer gefühlsmäßigen Ambivalenz, die je nach Grad der Auseinandersetzung der bewussten Wahrnehmung mehr oder weniger zugänglich sei (Schulz-Hageleit 2012). Kühner beschreibt, dass Kinder von NS-Täterinnen und Tätern die „Tendenz zur Angst vor sich selbst“ hätten und das Gefühl, „etwas Unheimliches, Bedrohliches, eine Art Gift in sich zu tragen (...)“ (Kühner 2007, 151).

So gilt es in diesem Zusammenhang also einerseits zu benennen, was die damaligen Kinder von ihren Eltern „mitbekommen“ haben und außerdem zu identifizieren, was davon „zu eigen“ gemacht und weiter getragen wurde (Müller-Hohagen 1994).

In den vergangenen zehn Jahren wurden schließlich verstärkt die Langzeiteffekte von Kriegserfahrungen während der Kindheit im Zweiten Weltkrieg untersucht. Als zentral wirksame Erfahrungen wurden Gewalterfahrungen, Trennung und Verluste von wichtigen Bezugspersonen, Flucht und Vertreibung genannt (Radebold/Heuft/Fooker 2006). Als beschützende Einflüsse erkannte man eine stabile und Sicherheit gebende Mutter-Kind-Beziehung und Großfamiliensituation, bei Verlust des Vaters eine Ersatzperson sowie aktive Bewältigungsstrategien. Als Folgen zeigten sich unter anderen psychogene Beeinträchtigungen, Ängste, Depressionen, somatoforme Beschwerden, Beziehungsstörungen und Posttraumatische Belastungsstörungen (PTBS) (ebd., 142 f.). In den vorliegenden Studien findet man sehr unterschiedliche

7 Unklarheiten in der Sprache, beispielsweise Begriffe wie „man“, „es“, „die Sache“ und häufige Pausen weisen auf das Vorhandensein eines Tabus hin. (Marks 2011, 29)

8 So beschreibt Alexandra Senfft ihre Schuldgefühle, wenn sie versuchte die alkoholabhängige Mutter nach ihrem Großvater, Hanns Ludin, zu fragen: „Zwangsläufig musste ich mich schuldig fühlen, wenn ich ihre seelischen Wunden berührte (...). Sie hatte das Tabu mit Leiden geschützt.“ (Senfft 2012, 139)

Zahlen bezüglich der Prävalenz von PTBS, was zum einen an den unterschiedlichen Geburtenjahrgängen der Untersuchungsgruppen liegen mag, zum anderen aber auch an den verschiedenen verwendeten Untersuchungsinstrumenten und den Forschungsarbeiten zugrunde liegenden Trauma-Konzepten. Radebold schätzt, dass von den damaligen Kindern und Jugendlichen 30-40% ohne jegliche Schädigungen blieben, ein knappes Drittel vorübergehend beeinträchtigende bis beschädigende Erfahrungen machte und bei einem weiteren knappen Drittel lang anhaltende bis traumatisierende Schädigungen eintraten. (ebd., 144).

Eines der ersten zentralen systematisch untersuchten Themen war die Vaterlosigkeit (Radebold 2003). In der Leipziger Studie (Decker/Brähler 2006; vgl. auch Schulz/Radebold/Reulecke 2004) wurde eine starke Belastung durch eine dauerhafte Abwesenheit des Vaters festgestellt. Es zeigte sich hier ein Zusammenhang zwischen erlebter Vaterlosigkeit und einer negativeren Gesamtbefindlichkeit, einer höheren Symptombelastung und stärkeren sozialen Einschränkungen. Bedeutsam erwies sich dabei die Dauer der väterlichen Abwesenheit; eine Abwesenheit des Vaters von bis zu zwei Jahren hatte keinen signifikanten Einfluss auf die untersuchten Merkmale (Decker/Brähler 2006).

Die Ergebnisse des Hamburger „Feuersturm“-Projektes⁹ zeigen Unterschiede in der geschlechtsspezifischen Verarbeitung des „Feuersturms“: Frauen gaben im Durchschnitt dreimal häufiger als Männer Depressionen als direkte Folge der Erfahrung des Luftkriegs an, zudem sprachen sie sehr viel häufiger von negativer Beeinträchtigung ihrer Lebenszufriedenheit, Familienbeziehungen, Berufswahl und Sexualität. Nicht die direkte Erfahrung des Luftkrieges allein, sondern auch der Umgang mit Lebensmitteln, die gesellschaftliche Rolle von Mann und Frau sowie die Berufs- und Familienplanung konnten als wiederkehrende, auf die Psyche der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen nachhaltig einwirkende Faktoren definiert werden. (Lamparter et al. 2010) Es zeigte sich, dass einerseits die von 1933 bis 1945 erlebte „Präsenz von Gewalt“ prägend und gleichzeitig das Ende des Nationalsozialismus psychisch im Sinne einer narzisstischen Krise einschneidend war (ebd., 377). Als Faktoren für die langfristige Verarbeitung des „Feuersturm“-Erlebnisses wurden unter anderen die bestehende innere Stabilität als Folge der Beziehung zu den wichtigsten Bezugspersonen der Kindheit, die biographische Situation zum Zeitpunkt des Feuersturms, das Ereignis als solches, weitere Erfahrung von Krieg und Gewalt oder von Isolation, Ausgrenzung oder Demütigung, die narzisstische Erschütterung durch die Niederlage Deutschlands, Gesprächsangebote und Identifikationsmöglichkeiten nach dem Krieg genannt (ebd., 378).

Bei vielen dieser Studien wird ein direkter Zusammenhang zwischen den kriegsbezogenen Erlebnissen und den psychischen Belastungen der Befragten heute hergestellt. Problematisch dabei ist, dass weitere mögliche Einflussfaktoren sowohl im

9 Die Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH) und Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker des Universitätskrankenhauses Eppendorf (UKE) untersuchen unter der Leitung von PD Dr. Ulrich Lamparter, Dr. Silke Wiegand-Grefe und Prof. Dr. Dorothee Wierling seit 2006 die lebensgeschichtlichen Folgen des Hamburger „Feuersturms“ und ihre familiäre Weitergabe in einem interdisziplinären Forschungsprojekt. Als „Hamburger Feuersturm“ wird der sich über mehrere Tage hinziehende Luftangriff „Operation Gomorrha“ der Royal Air Force auf Hamburg im Sommer 1943 bezeichnet, bei dem etwa 34.000 Menschen ums Leben kamen. Dieser Luftangriff stellte einen Kompromiss der Westalliierten mit Stalin dar, der mit Bodentruppen eine zweite Front im Westen einleiten wollte. Eine wochenlange Hitzewelle und Trockenheit verstärkte die von den Bomben ausgelösten Brände.

Hinblick auf die Entstehung als auch auf die Verarbeitung von belastenden Ereignissen hier meist nicht mit in die Betrachtung einbezogen werden. Auf diese Weise fehlen in der Auswertung und Interpretation der Ergebnisse mögliche Verbindungen zum spezifischen sozio-historischen Hintergrund des Nationalsozialismus. Beispielsweise wird die unzureichende emotionale Versorgung durch die Mütter mit der hohen Belastung durch den Krieg erklärt und nicht die Möglichkeit in Betracht gezogen, dass Mütter auch bereits vor Kriegsbeginn in ihrer Erziehung den NS-Idealen folgten und emotional distanziert blieben, um die Kinder nicht zu „verweichlichen“. ¹⁰ Zur Erklärung der emotionalen Distanz der Väter wird ebenfalls allein die Belastung durch die Kriegserlebnisse herangezogen; Täterschaft und Identifizierung mit dem Nationalsozialismus und deren psychische Folgen werden hingegen nicht genannt.

Erziehung im Nationalsozialismus

Als NS-Erziehung wird die „totale Erziehung“ im nationalsozialistischen Deutschland in den Jahren 1933-45 verstanden. Ihrem Anspruch nach umfasste sie alle Lebensbereiche der Kinder und Jugendlichen, den vorschulischen, schulischen und außerschulischen Bereich. Dieser Anspruch ist jedoch in seiner Totalität nicht gänzlich umgesetzt worden, so dass es in der jeweiligen konkreten Lebenswirklichkeit der damaligen Kinder große Unterschiede im Hinblick auf die Erziehungsziele und -praktiken gab. Die Spannung zwischen totalitärem Anspruch und erfahrener Lebenspraxis prägt jegliche Untersuchung über die NS-Erziehung. Wir konzentrieren uns in unserer Studie aufgrund des jüngeren Alters unserer Stichprobe auf die Erziehung in der frühen Kindheit und der ersten Schuljahre. Hitlerjugend bzw. Bund Deutscher Mädel spielten in dieser Altersgruppe nur selten eine Rolle, dienten aber vermutlich als Vorbild für die jüngeren Kinder. Die Erziehung im Nationalsozialismus lässt sich als autoritäre Erziehungsform charakterisieren, die ihre Vorläufer im 19. Jahrhundert fand und darüber hinaus von Maximen der NS-Ideologie in spezifischer Weise ausgestaltet wurde. Wie Wolfgang Keim (1995) in seiner umfangreichen Überblicksstudie über die „Erziehung in der Nazi-Diktatur“ belegt, gab es in Erziehungswissenschaft und Pädagogik zu dieser Zeit „Berührungspunkte bis hin zu weitreichenden Affinitäten zur NS-Ideologie“ (ebd., 3). Harald Scholtz fokussiert in seiner inzwischen zum Standardwerk gewordenen Studie „Erziehung und Unterricht unterm Hakenkreuz“ (Scholtz 1985) mit dem Begriff der „Nazifizierung“ die von Hitler geforderte Umerziehung aller Deutschen jeden Alters zunächst durch Organisationen seiner Partei und zunehmend durch das gesamte Erziehungs- und Bildungswesen, das der NS-Ideologie unterworfen wurde. Größeren Einfluss als der Schule schreibt Scholtz den außerschulischen Einrichtungen wie der Hitlerjugend – der sogenannten „Formationserziehung“ (ein Begriff des NS-Erziehungsideologen Alfred Baeumler) – für die Umerziehung zu. Zentrale Ziele und Inhalte der Erziehung waren absoluter Gehorsam, Disziplin, Angriffsgest, Opferbereitschaft und eine streng hierarchisch verstandene Gesellschaftsordnung. Abhärtung und die Unterdrückung von Gefühlen waren weitere zentrale Ideale, die mit der Erziehung erreicht werden sollten. „Gefühle galten als Verzerterung (...) und wurde so lange unterdrückt, bis sie gar nicht mehr erlebt wurden: Man

¹⁰ Es wäre hier ebenfalls zu bedenken, dass die Überforderung der Mütter einige Zeit nach dem Krieg hätte nachlassen und dies einen positiven Einfluss auf die Beziehung zu ihren Kindern hätte haben müssen.

fror nicht, man schob den Gang zur Toilette auf, (...) man fürchtete sich nicht, sondern zeigte Mut, Stärke und Unerschrockenheit.“ (Eckstaedt 1989, 98) Nicht die Entwicklung des Individuums und dessen intellektueller Fähigkeiten war Aufgabe von Erziehung, sondern die Förderung der als wertvoll und überlegen erachteter Anlagen (vgl. Schleißinger, o.J.). „Das im nationalsozialistischen Sinn erzogene Kind wird gesünder, stärker, schöner, leistungsfähiger und zuverlässiger sein als je ein Kind der Vergangenheit.“ (Benzing 1941, 8) Erziehung wurde zu einem „Erfüllungsvehikel des völkischen Staates und seines Machtapparates“ (Berger 1986, 23). Die dafür eingesetzten Methoden zielten neben der äußeren Anpassung auf eine tiefe Verankerung in den psychischen Strukturen (Chamberlain 2010). Der Nationalsozialismus zielte auf ein Erziehungssystem, dessen Ziel die Vorbereitung der Jugend auf den als „Selbstbehauptungskampf des deutschen Volkes“ propagierten Krieg war, für den bereitwillig das eigene Leben geopfert werden sollte. Alle gesellschaftlichen und privaten Bereiche (Familie, Kindergarten, Schule, Beruf, Kultur etc.) sollten dem eigenen Anspruch nach durch NS-Organisationen reguliert werden; inwieweit dies tatsächlich gelungen ist, wird kontrovers eingeschätzt (vgl. Keim 1995; Scholtz 2009).¹¹ Durch gezieltes Ausfragen der Kinder in Schule und Hitlerjugend wurde auch die Familie als erzieherische Institution durch die staatlichen Organe kontrolliert und Denunziation gefördert.

Im Kindergarten wurden die Kinder „gezielt zu Wettkämpfen, zum Marschieren (...) und zum Darstellen von Kriegshandlungen animiert“ (Berger 2005, 9). In Spielen und Liedern sowie durch Bilderbücher wurden sie mit dem Krieg vertraut gemacht, wobei das Kriegsgeschehen zugleich verharmlost und verherrlicht wurde. „In Rolf erkennt man jetzt schon die Führernatur. Er schreitet als Hauptmann die Front ab ... Jetzt spielen sie nicht mehr Soldaten, jetzt sind sie Soldaten. (...) Die Beschäftigungen sind gut und schön (...), weil sie dem Kind das große Erleben, den Krieg an der Front und in der Heimat veranschaulichen.“ („Kindergarten“ 1940, zit. nach Berger 1986, 38) Die Militarisierung des Kindergartens stellte zwar kein originäres Vorgehen des NS-Systems dar, wurde allerdings in einem bis dahin nicht gekannten Ausmaß betrieben. Die körperliche Ertüchtigung stand im Mittelpunkt; durch die „Heranzüchtung kerngesunder Körper“ sollte „Entschlusskraft, Leistungswillen, Angriffslust“ und die „Fähigkeit zum Ertragen von Unbilden und Widerwärtigkeiten“ gefördert werden („Kindergarten“ 1940, zit. nach Berger 1986, 40). Durch Abhärtungsmaßnahmen wie kaltes Abduschen sollte die Widerstandskraft gestärkt werden. Darüber hinaus wurden die Kinder angehalten, „folgsam und fügsam zu sein und dadurch den Erwachsenen, die schon genug Sorgen im Krieg gehabt hätten, nicht unnötig zur Last zu fallen“ (Berger 2005, 9). Bilderbücher, Erzählungen, Verse und Gebete wurden zur Herstellung einer tiefen emotionalen Bindung an und einer Idealisierung von Hitler verwendet, für den sich zu opfern man bereit sein sollte.¹² Eine große Rolle spielte die

11 Während Keim davon ausgeht, dass sich die Mehrheit der Pädagogen und Pädagoginnen „für die inhumanen Ziele der Nazis funktionalisieren ließ“ (ebd., 2), vertritt Scholtz die Ansicht, „dass die totalitäre Bewegung in der Institution Schule nicht so vorangekommen ist, wie es viele pädagogisch-didaktische Arbeiten (...) glauben machten“ (Scholtz 2009, 23).

12 Die Erziehung zum Führerkult gestaltete sich in den Kindergärten verschiedener Träger unterschiedlich; während in staatlichen und evangelischen Einrichtungen Bilder von Hindenburg und Hitler aufgehängt worden seien (aus einem Tätigkeitsbericht, zit. nach Berger 2005, 49), habe es in katholischen Kindergärten keinen Führerkult gegeben (ebd. 2005).

rassistische und die antisemitische Erziehung. So wurden die Kinder zum einen mit der „Blut und Boden“-Ideologie indoktriniert (Berger 2005, 59 f.), und zum andern zum Hass auf alles Fremde, „Nichtdeutsche“ und insbesondere zum „Judenhass“ (ebd., 67 f.) erzogen. Die Geschlechtererziehung im Nationalsozialismus basierte auf einem Rollenbild, das vom Mann als Kämpfer und der Frau als Mutter geprägt war: „Wie liebevoll sorgt das kleine Gretchen für ihre Puppenkinder daheim. Das kleine Hänschen schleicht indessen mit einem Stein an den Spatz heran, der vor der Haustür sitzt, um ihn zu töten. Hier der zukünftige Vaterlandsverteidiger, dort die liebevolle zukünftige Hausfrau.“ (Benzing 1941, zit. nach Konrad 2004, 169)

Eine zentrale Rolle im NS-Erziehungssystem nahmen die Ratgeber von Johanna Haarer ein. Hierin wurde vermittelt, wie ein Kind zu einem gefügigen „in der Gemeinschaft des Volks brauchbaren“ Menschen herangezogen werden sollte (Dill 2010, 207). 1934 erschien der erste Ratgeber zur Säuglingspflege *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind*, von welchem 1937 schon hunderttausend Exemplare verkauft wurden. Obwohl bereits in den zwanziger und dreißiger Jahren durchaus schon Fachwissen vorhanden war, dass die von Haarer vertretenen Pflege- und Erziehungsregeln für das Aufwachsen eines Kindes als schädlich zu betrachten seien, wurden Haarers Ausführungen binnen kürzester Zeit zum maßgeblichen Erziehungsideal. In den sogenannten „Reichsmütterschulungskursen“ der NS-Frauenschaft, aber auch schon beim BDM lernten Mädchen und Frauen, wie sie ihre Kinder von Geburt an im Sinne des Nationalsozialismus erziehen sollten. 1936 verpflichtete ein Erlass Himmlers alle Partnerinnen von SS-Mitgliedern zu dem Besuch eines solchen Kurses. 1937 hatten bereits ca. 1,14 Millionen Frauen über 20 diese Kurse besucht, 1943 waren es bereits über 3 Millionen (Dill 1999, 33). Einige fürsorgliche Maßnahmen des NS-Staates, beispielsweise die Gewährung des Ehestandsdarlehens oder die Sozialunterstützung für arbeitslose Frauen standen in Zusammenhang mit der Mütterschulung. (Heinemann 2003, 57)¹³ Die Grundzüge ihres Erziehungsideals waren Zucht, Unterwerfung, Reinlichkeit und Opferbereitschaft. „Einordnung in die Gemeinschaft, Abstreifen aller Wehleidigkeit, Tapferkeit und Mut, Gehorsam und Disziplin (...). Können doch im Grunde die rechte Mutter, der rechte Vater für ihre Kinder gar keine anderen Erziehungsideale wünschen.“ (Haarer 1940, 246) Das Kind wurde als ein Wesen beschrieben, das von Beginn seines Lebens an gierig, faul, tyrannisch, unrein und zerstörerisch ist. Die Geburt war nach Haarer der Beginn eines langen Kampfes mit dem Ziel, das Kind mit allen Mitteln gefügig zu machen. Neugeborene sollten so wenig wie möglich berührt werden, und Schreien wurde als Langeweile oder Tyrannei gedeutet. Neugierde und Wissensdurst galten als unsittlich. Der Tagesablauf musste auch zu Kriegszeiten streng durchstrukturiert sein. Gestillt wurde streng nach Zeit; für eine Flasche standen gerade mal zehn Minuten zur Verfügung. Die Arme des kleinen Kindes wurden beim Essen festgehalten, damit es nicht mit der Nahrung spielen konnte. Als Strafe waren schon beim Neugeborenen Methoden wie Essensentzug, das Alleinlassen im dunklen Zimmer und Schläge vorgesehen (vgl. Chamberlain 2010). „Auch das schreiende und widerstrebende Kind muss tun, was die Mutter für nötig hält, und wird (...) gewissermaßen ‚kaltgestellt‘, in einen Raum verbracht, wo es allein sein kann und so lange nicht beachtet, bis es sein Verhalten ändert. Man glaubt

13 Nach 1945 wurde das Buch, wenn auch mit einigen Änderungen, weiterhin veröffentlicht und hatte bis 1987 eine Gesamtauflage von ca. 1,2 Millionen.

gar nicht, wie früh und rasch ein Kind solche Vergehen begreift.“ (Haarer 1938, 20). Beim Halten des Säuglings empfahl sie einen weiten Abstand, um keinen Blickkontakt zu ermöglichen. Erziehungsziel war nach Haarer schon bei Kleinkindern die Unterwerfung unter die NS-Gemeinschaft: „Keine Nachgiebigkeit! Nicht zu viel Beachtung! Nicht zu viel Bedauern! (...) Vorüber sind die Zeiten, wo es erstes und oberstes Ziel aller Erziehung und Aufzucht war, nur die Eigenpersönlichkeit im Kind und Menschen zu vervollkommen und zu fördern. Eins ist heute vor allem Not: nämlich daß jeder junge Staatsbürger und Deutsche zum nützlichen Gliede der Volksgemeinschaft werde, daß er neben der höchstmöglichen Entwicklung all seiner guten Anlagen und Fähigkeiten lerne, sich einzuordnen in eine Gemeinschaft und um ihrer willen eigene Wünsche und eigene Bestrebungen zurückzustellen.“ (Haarer 1936, 87)

Chamberlain hat in ihrer Analyse von Haarers Ratgeber einige Folgen dieser Form der Erziehung beschrieben. Zu beobachten sei bei mit diesen Methoden erzogenen Personen vor allem eine bis heute bestehende „innere Leere“, die die Kinder damals für den Fanatismus des Nationalsozialismus besonders empfänglich machte (Chamberlain 2010, 192).¹⁴ Chamberlain sieht, der Bindungstheorie folgend, in einer „Erziehung zur Bindungslosigkeit“ das Spezifische an der NS-Erziehung. Der „empathische Dialog“ zwischen Mutter und Kind wurde von Anfang an verhindert, was zu einer „unsicher-vermeidenden Bindungsstruktur“ und der eingeschränkten Fähigkeit, Empathie zu empfinden, führe und diese Personen in symbiotische Beziehungen „flüchten“ lasse (Chamberlain 2010, 131 ff.). So ist Chamberlain der Ansicht, das Schweigen in den Familien nach dem Krieg hätte an dieses schon vorher bestehende Fehlen eines Dialogs angeknüpft. Auch Müller-Hohagen beobachtete in den Beziehungen seiner Klientinnen und Klienten zu Eltern, den eigenen Kindern, in Partner- und Freundschaften eine tiefe Störung im Dialog, was zu Gefühlen des Verlassen- und Abgeschnittenseins führe. (Müller-Hohagen 2005) Intensive Nähe in Beziehungen, vor allem zu den Eltern, könne dann nicht oder nur schwer zugelassen werden. Gleichzeitig bestehe die Unfähigkeit, sich von anderen zu lösen, sich gegenüber anderen abzugrenzen und eigene Wünsche in Beziehungen zu äußern (ebd., 174).

Müller-Hohagen betont, dass diese Form der Erziehung mitnichten 1945 aufgehört habe und ebenso keinem Einzelfall entspreche, wie er es in den Therapien mit Täterinnen/Täter-Kindern beobachtete: „Nur wenn wir sie für verrückt erklären oder sie das selbst schon tun mussten, werden jene Kontinuitäten zwischen Nazi-Täterschaft und misshandelnder, missbrauchender, verwirrender Täterschaft in den Familien nach 1945 verdeckt. Ich weiß nicht, welches Ausmaß das alles hat, aber ich weiß, dass es weitaus häufiger ist, als allgemein angenommen.“ (Müller-Hohagen 1994, 238)

Lebensgeschichtliche Erinnerungen und psychoanalytische Erinnerungskonzepte

Es gibt eine, an die ich mich sehr deutlich erinnere, und es gibt andere, die erst durch Medien mir, so zu sagen, so als eine Kindheitserinnerung vorkommt.

¹⁴ Marks beschreibt, wie viele der von ihm Interviewten das Gefühl hatten, von Hitler persönlich „gesehen“, ausgewählt worden zu sein (Marks 2011, 110 ff.). Daher konnte eine Faszination trotz intellektueller Auseinandersetzung mit dem NS bestehen bleiben, die sich in den Interviews auf der Ebene einer „regressiven Bewusstseinsstruktur“ reproduziere (ebd., 52 ff.).

Erste Kindheitserinnerung? Darüber habe ich noch nie nachgedacht. Sehr überraschend. Ist natürlich immer so eine Sache. Erinnert man sich jetzt aufgrund der Kinderfotos? Oder erinnert man sich wirklich? Es ist manchmal so nicht zu trennen.

Schon früh vertritt Sigmund Freud, dem wir hierin folgen, die Überzeugung, dass es keine Erinnerungen aus der Kindheit, sondern höchstens an die Kindheit gebe, dass Kindheitserinnerungen „als solche nicht mehr zu haben sind“. Dies stellt die Forschungen über Kindheiten aus einer Zeit, die mehr als 60 Jahre zurückliegt, vor einige methodische Schwierigkeiten. Denn das, was aus diesen Zeiten erzählt wird, ist nicht unbedingt das, was geschehen ist. Die lebensgeschichtlichen Erzählungen stellen bekanntlich keine Abbildungen früherer Ereignisse und Erlebnisse dar, sondern vielmehr deren psychische Verarbeitung. So muss nach der Funktion dieser Erinnerungen gefragt werden, die etwa die Auswahl der erzählten Episoden wesentlich bestimmt. Die Interpretationen der Narrative sind also in hohem Maße abhängig vom jeweiligen Verständnis von Erinnerung.

Die zentrale Referenz unserer Konzeptualisierung von Erinnerung bildet die psychoanalytische Theorie Freuds, die auf der Grundlage soziologischer und kulturwissenschaftlicher Erinnerungstheorien (Halbwachs 1925/1985; Mead 1969; Warburg 1932; Assmann/Assmann 1990) weiterentwickelt wurde (Quindeau 2004). Dabei geht es um die Konzeption von Erinnerung als sozialem und psychischem Geschehen, wobei nicht ein bloßes Nebeneinander gemeint ist, sondern die dialektische Vermittlung von sozialen Erfahrungen und seelischen Prozessen. Erinnerungen entstehen in einem intersubjektiven Raum, sie sind konstitutiv auf den Anderen angewiesen. Wie Freud bereits seine Formulierung des Unbewussten ironisch als dritte narzisstische Kränkung nach Kopernikus und Darwin fasste, nach welcher der Mensch nicht „Herr im eigenen Haus“ ist, lässt sich auch in Bezug auf die Erinnerung feststellen, dass das Subjekt nicht autonom darüber verfügt, sondern ihnen vielmehr – im ursprünglichen Wortsinn von sub-iectum – unterworfen ist. Erinnerungen entstehen in einem responsiven Verhältnis zum Anderen. Sie antworten auf die jeweiligen Ansprüche des Anderen. Der, die, das Andere ist dabei sowohl als Strukturbegriff zu verstehen als auch in Bezug auf konkrete Bezugspersonen und kulturelle, nationale oder ethnische Gruppen, denen jedes Subjekt angehört. Für die Bildung von Erinnerungen und lebensgeschichtlichen Erzählungen ist der Primat des Anderen von besonderer Bedeutung. Denn aus dieser Perspektive lässt sich eine Erinnerungstheorie konzipieren, die bei aller Berücksichtigung des Konstruktionscharakters von Erinnerungen der Vergangenheit einen Eigenwert einräumt. Im Unterschied dazu erwecken konstruktivistische Erinnerungstheorien oft den Eindruck, als ließen sich Erinnerungen willkürlich nach Maßgabe von Interessen und Bedürfnissen der jeweiligen Gegenwart konstruieren und damit in die Verfügungsgewalt des Subjekts rücken. Dieser Tendenz zur Beliebigkeit ist ein Erinnerungskonzept entgegenzusetzen, das der Vergangenheit ein eigenständiges Gewicht verleiht und die Grenzen der Konstruierbarkeit reflektiert.¹⁵ Eine wichtige Grenze in diesem Zusammenhang ist in traumatischen Erfahrungen zu

¹⁵ Vgl. auch Assmanns Kritik an der „Kolonisierung der Vergangenheit“ durch konstruktivistische Erinnerungstheorien, die nur noch die Bedeutung der Gegenwart betonen (Assmann 1998).

sehen, die oft nicht in Sprache zu fassen sind, sich aber im Körpergedächtnis niederschlagen und der Bildung von Erinnerungen durch signifikante Auslassungen oder Umakzentuierungen ein bestimmtes Gepräge verleihen.

Doch nicht nur im Falle von Traumatisierungen, sondern generell stellt das autobiographische Gedächtnis eine Verarbeitung von Erlebnissen und Widerfahrnissen dar. In der Psychoanalyse wurde daher das Konzept der Deckerinnerungen formuliert; Freud widerspricht der Vorstellung, dass eine „Reproduktion eines ursprünglichen Eindrucks“ möglich wäre: „Unsere Kindheitserinnerungen zeigen uns die ersten Lebensjahre nicht wie sie waren, sondern wie sie späteren Erweckungszeiten erschienen sind. Zu diesen Zeiten der Erweckung sind die Kindheitserinnerungen nicht, wie man zu sagen gewohnt ist, *aufgetaucht*, sondern sie sind damals *gebildet* worden, und eine Reihe von Motiven, denen die Absicht historischer Treue fern liegt, hat diese Bildung sowie die Auswahl der Erinnerungen mitbeeinflusst.“ (Freud 1899a, 553) Auch wenn diese Sichtweise bereits vor über hundert Jahren formuliert wurde, lässt sie sich trefflich mit gegenwärtigen Erinnerungskonzeptionen verbinden, die Erinnerung als eine Konstruktion der jeweiligen Gegenwart verstehen (zu neueren Erinnerungstheorien vgl. Gudehus/Eichenberg/Welzer 2010). Von zentraler Bedeutung dabei ist das Konzept der Nachträglichkeit; es beschreibt den wesentlichen Modus, in dem Erinnerungen gebildet werden. In diesem Modus werden frühere Erfahrungen, Eindrücke und Erinnerungsspuren nach dem jeweils erreichten Entwicklungsstand sowie aufgrund neuer Erfahrungen umgearbeitet. So erhalten sie einen neuen Sinn und eine neue psychische Wirksamkeit. Mit diesem Konzept wird eine lineare Zeitvorstellung aufgehoben, die unserem Alltagsverständnis unverrückbar erscheint: Spätere Erfahrungen beeinflussen frühere ebenso wie umgekehrt – und erwartbar – frühere die späteren.

In einem Brief an Wilhelm Fließ vom 6. Dezember 1896 skizziert Freud seine damals grundlegend neuen Ansichten über die Arbeitsweise des Gedächtnisses, die über eine Reproduktion hinausgeht und statt dessen in einer permanenten Umschrift vorhandener Gedächtnisinhalte besteht: „Du weißt, ich arbeite mit der Annahme, dass unser psychischer Mechanismus durch Aufeinandererschichtung entstanden ist, indem von Zeit zu Zeit das vorhandene Material von Erinnerungsspuren eine *Umordnung* nach neuen Beziehungen, eine *Umschrift* erfährt. Das wesentlich Neue an meiner Theorie ist also die Behauptung, dass das Gedächtnis nicht einfach, sondern mehrfach vorhanden ist, in verschiedenen Arten von Zeichen niedergelegt.“ Diese These von der mehrfachen Kodierung – der verschiedenen leiblichen Einschreibungen – und Umstrukturierung von Gedächtnisinhalten von nachträglichen Umschriften macht den Kern der psychoanalytischen Gedächtnistheorie aus.

In Bezug auf Kindheitserinnerungen bedeutet dies, dass mit zunehmendem Verstehenshorizont den früheren Erlebnissen ein anderer Sinn zugeschrieben werden kann. Dieser Sinn bleibt jedoch an die zugrundeliegenden körperlichen Prozesse gebunden, was den Spielraum für die Sinnbildung begrenzt. Durch diese leibgebundene Verankerung von Sinnbildungsprozessen wird also nicht willkürlich irgendein Sinn zugeschrieben. Vielmehr basiert diese Sinnbildung auf den körperlichen Einschreibungen, den „Erinnerungsspuren“, die Freud bereits als neurologische Bahnungen konzipierte, was durch die heutige Hirnforschung bestätigt wird (vgl. u. a. Kandel/Kober 2006). Diese Einschreibungen müssen nun fortlaufend übersetzt werden. Erst in diesem Übersetzungsprozess erhalten sie – nachträglich – ihre Bedeutung.

Zentral an diesem Modell der Umschrift ist die Vorstellung, dass es sich – anders als etwa in konstruktivistischen Gedächtnismodellen – nicht um eine rückwirkende Zuschreibung von Sinn zu vergangenen Erlebnissen handelt. Vielmehr geht es um ein Zusammenwirken mehrerer lebensgeschichtlicher Szenen zu verschiedenen Zeitpunkten, die erst zusammen Bedeutung entfalten. Die Vergangenheit wird somit nicht willkürlich konstruiert, sondern die unbewusste, konflikthafte Dimension früherer Erlebnisse drängt zu fortwährend neuen Umschriften. Erinnerung ist damit ein konstitutiver Akt, in dem etwas entsteht und nicht reproduziert wird. Erinnern kann aufgefasst werden als Form der Verarbeitung von Erinnerungsspuren. Solch eine Umschrift erfolgt dann, wenn diese Spuren in konflikthafter Konstellationen zusammentreffen, die eine Verarbeitung fordern. Erinnern stellt in dieser Weise eine Antwort auf unbewusste Konflikte dar. Der Konflikt fordert zu psychischer Arbeit auf, treibt stets aufs Neue zu Übersetzungsversuchen an, was die Variabilität der Erinnerungen, ihre permanente Modifikation zu verschiedenen Zeiten des Lebens verbürgt.

Das Verständnis von Erinnerung als psychischer Arbeit unterstreicht, dass Erinnerung – im Unterschied zu traditionellen Abbild- und Speicherkonzepten – einen konstruktiven, umfassenden psychischen Vorgang darstellt. Erinnerungen werden in einer oszillierenden Bewegung zwischen den beiden Polen des Primär- und des Sekundärprozesses gebildet.¹⁶

Als Paradigma der psychischen Arbeit dient in der Psychoanalyse der Traum bzw. die Traumarbeit, die in Form von Regression, Verdichtung, Verschiebung und sekundäre Bearbeitung erscheint. Anhand der sogenannten Deckerinnerungen, die Erinnerungen an die Kindheit beinhalten und somit in neuerer Terminologie weitgehend dem autobiographischen Gedächtnis entsprechen, lässt sich zeigen, wie die unbewussten, primärprozesshaften Formen psychischer Arbeit, insbesondere Verdichtung und Verschiebung, auch an der Bildung von Erinnerungen beteiligt sind. Was im Falle der Traumbilder unstrittig ist, dass sie keine Wirklichkeit abbilden, sondern mithilfe der oben genannten Modi der Traumarbeit konstruiert werden, gilt auch für Erinnerungsbilder, auch wenn sie dem Alltagsverständnis als genaue Abbilder vergangener Wirklichkeiten erscheinen. In Analogie zur Traumarbeit lässt sich sogar sagen, dass gerade Erinnerungsbilder, die sich durch hohe sinnliche Qualität auszeichnen und damit einen starken Wirklichkeitseindruck vermitteln, in besonderer Weise durch den Primärprozess geformt sind. Freud beschrieb dies mit dem Konzept der Deckerinnerungen: So bedürfen konflikthafte Erinnerungen einer stärkeren Umformung bzw. einer anderen Akzentuierung, um die zensorische Instanz zum Bewusstsein hin überschreiten zu können. Eine solche Akzentverschiebung geschieht etwa dadurch, dass unwichtige, bedeutungslose Aspekte einer Szene im Erinnerungsbild zu den zentralen Aspekten werden. Psychodynamisch liegt dem der Modus der Verschiebung zugrunde, bei dem die psychischen Besetzungen so verändert werden, dass aus zentralen, hoch besetzten Vorstellungen belanglose werden und umgekehrt. Zu den der Traumarbeit analogen Verdichtungs- und Verschiebungsvorgängen tritt noch die sekundäre Bearbeitung hinzu. Im Falle des Traums ist darunter zu verstehen, dass die Entstellungen durch die unbewusste Traumarbeit teilweise wieder aufgehoben werden und

16 Unter Primärprozess wird die Arbeitsweise des Unbewussten verstanden, in dem das Lustprinzip dominiert und die Regeln des bewussten Denkens wie Logik, Konsistenz, Plausibilität außer Kraft gesetzt sind. Das Sekundärprinzip ist hingegen vom Realitätsprinzip geleitet und umfasst das vernünftige Denken.

eine zusammenhängende Geschichte daraus entsteht. Dieser Sinnzusammenhang folgt jedoch nicht den latenten Traumgedanken, sondern einer dem Ich verträglichen Weise. Genau dieser Vorgang, die Plausibilisierung unverständlicher Szenen, kann auch bei der Erinnerungsarbeit angenommen werden. Unter dem Einfluss des Sekundärvorgangs werden die Erinnerungsspuren in einer konsistenten, plausiblen Szene zusammengefügt, die den Eindruck eines tatsächlichen Ereignisses macht. Eine ganze Szene des Kindheitserlebens oder auch Elemente aus mehreren scheinen sich in einem Bild zu verdichten. Die Konzeptualisierung von Erinnerung als psychischer Arbeit verdeutlicht jedoch, dass es sich dabei nicht um Abbildung oder Reproduktion, sondern um Verarbeitung handelt. So gibt es eben auch kein „Original“ einer Erinnerung, sondern vielmehr verschiedene Varianten von Erinnerungen, die jeweils verschiedene Verarbeitungsformen derselben Erinnerungsspuren darstellen. In den autobiographischen Erzählungen kommen diese Verarbeitungsformen zum Ausdruck. So wird verständlich, warum sich in den meisten Kindheitserinnerungen angenehme und harmonische Bilder zeigen, selbst wenn die damalige Realität alles andere als zufriedenstellend war. Dies zeugt von der Glättung von Konflikten durch die psychische Verarbeitung. Durch die Erinnerungsarbeit werden Konflikte allerdings nicht gelöst, sondern vielmehr unsichtbar, unbewusst gemacht. Da dies immer nur ansatzweise gelingt und sich die Konflikte auf verschiedene Weise in den Erzählungen niederschlagen, können sie anhand der Texte rekonstruiert werden. Als Beispiel einer verbreiteten Deckenerinnerung aus der Kindheit nennt Freud eine blühende Sommerwiese, auf der Kinder friedlich Blumen pflücken. Für die erinnernde Person strahlt dieses Bild die reine Harmonie und Zufriedenheit aus (Freud 1899a). Das folgende Zitat einer im Projekt „Trauma im Alter“ interviewten Person, Frau Kirchner, veranschaulicht dies:

Also ich hatte eine sehr schöne Kindheit gehabt und zwar habe ich in einem Vorort von K. gelebt und in einer Doppelhaushälfte neben meinen Großeltern, und das war also ein Haus und es war ein Platz, ein Hofplatz, da war ein Kirschbaum, es war ein großer Lindenbaum da, und an dem Haus waren Holunder, und wenn man dann weiter in den Garten hineinging dann war da ein Weg gesonnen von Blumenflut und so auch am Vorgarten – sehr schönen Holunder, da gab's auch viele Vögel, die habe ich auch beobachtet. Es war einfach wunderschön.

So fragen wir in unserer Studie nicht nur danach, was die damaligen Kriegskinder aus früheren Zeiten erinnern, sondern auf welche Weise sie dies tun, welche psychischen Funktionen diese Erinnerungen dabei erfüllen und was aus dem Erinnerungsprozess ausgeblendet wird.

Studiendesign

Anhand einer Stichprobe von Interviewpartnerinnen und -partnern, die sich selbst als Kriegskinder bezeichnen, wurden narrative Interviews mit 24 Studienteilnehmenden (12 Frauen und 12 Männer) in zwei mehrstündigen Videointerviews durchgeführt. Während das erste Gespräch sich thematisch auf die Kriegserlebnisse und die Biographie bezieht, steht im zweiten Interview die damalige Situation in der Familie im Zentrum. In den biographischen Interviews auf erzähltheoretischer Grundlage (Straub

1989; Quindeau 1995) berichten die ehemaligen Kriegskinder (geb. 1930 bis 1945) von ihren Erfahrungen als Kinder und Jugendliche im Nationalsozialismus und der Verarbeitung dieser Erfahrungen im späteren Leben bis in die heutige Zeit. Eingeleitet wurden die Interviews mit einer Eingangsfrage nach der ersten Kindheitserinnerung. Auf Basis der darauf folgenden, weitgehend frei gestalteten Erzählungen, wurden verschiedene Fragen bearbeitet: Wie wird von der Kindheit im Krieg und der NS-Erziehung erzählt? Wie wird die Bedeutung der Vergangenheit im Krieg für das eigene Leben eingeschätzt? Welche aktuellen, körperlichen, psychischen und sozialen Beeinträchtigungen werden erlebt? In welchem familiären, sozialen und kulturellen Kontext finden die Erfahrungen in der Kindheit statt?

Die Auswertung der Interviews erfolgte inhaltsanalytisch, orientiert am Vorgehen der *Grounded Theory* (Glaser/Strauss 1998). Zunächst wurden die Interviews in einem ersten Schritt innerhalb des Teams ausgewertet, so dass durch ein komparatives Bilden von Interviewtypen erste Hypothesen zur Frage einer möglichen Traumatisierung durch die Kriegserlebnisse der Interviewpartnerinnen und -partner entwickelt und die Frage nach der Bedeutung von Resilienz- und Belastungsfaktoren in der Kindheit und über die Lebensspanne gestellt werden konnten. Die so ermittelten ersten Hypothesen zum Umgang mit Spätfolgen früher Traumatisierungen durch Krieg und Nationalsozialismus und ihrer Bewältigung wurden daraufhin in einer Gruppe erfahrener Trauma-Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten erneut diskutiert und einer Expertenvalidierung unterzogen (vgl. Leuzinger-Bohleber/Stuhr 1997).

Die narrativen Interviews wurden im nächsten Schritt durch ein strukturiertes klinisches Interview (SKID) ergänzt. Die klinische Diagnostik dient der Validierung individuell festgestellter Symptombelastung und der Erhebung lebensgeschichtlicher psychischer Beschwerden. Von den Interviewten im Selbstrating ausgefüllte testpsychologische klinische Fragebogenverfahren zum Erleben aktueller Beschwerden und Symptome ergänzen das Interviewverfahren. Erfragt wurden interpersonale Probleme (Inventar zur Erfassung interpersonaler Probleme, IIP-D, Horowitz/Strauß/Kordy 2000), Kohärenzgefühl (*Sense of Coherence Scale*, SOC-Antonovsky 1987), Symptombelastung (Symptom-Checkliste, SCL-90-R, Franke 2002), Alexithymie (Toronto-Alexithymie-Skala-26, TAS-26, Kupfer/Brosig/Brähler 2001), sowie die Lebenszufriedenheit (Fragebogen zur Lebenszufriedenheit, FLZ, Fahrenberg/Myrtek/Schumacher/Brähler 2000) und Erinnerungen an die Kriegskindheit (Fragebogen von Schlesinger-Kipp 2003, vgl. Berger 2009).

Die empirische Datengewinnung wurde weiter ergänzt durch teilnehmende Beobachtung¹⁷ (in sogenannten Kriegskinderworkshops und in kooperierenden Pflegeheimen¹⁸) und anhand von Expertinnen- und Experteninterviews. So wurde in einem

17 Zum einen wurden hier im Praxisfeld die Instrumente und Fragestellungen reflektiert. Zum anderen wurden Interessierte für die narrativen Interviews gewonnen. Interviews über traumatische Kindheitserfahrungen können für die Betroffenen belastend wirken. Daher sind eine hohe Motivation und eine intensive Vorbereitung auf das Gespräch unabdingbar. Für alle Interviewpartnerinnen und -partner wurde bei Bedarf für die Möglichkeit einer psychologischen Beratung oder einer psychotherapeutischen Begleitung gesorgt. Notwendig geworden ist dies jedoch nur in einem Einzelfall auf ausdrücklichen Wunsch der Interviewten hin. Weitere Interviewpartnerinnen und -partner wurden über Presse- und Öffentlichkeitsarbeit gewonnen.

18 Kooperationspartner der Studie sind der Evangelische Regionalverband, das Hufeland-Haus und die angegliederte Altenpflege-Schule, das Altenzentrum der Henry und Emma-Budge-Stiftung und das jüdische Altenzentrum in Frankfurt am Main.

zweiten Schritt mittels der komparativen Analysen ein differenzsensitives Traumamodell generiert, dessen Ergebnisse in einem praktischen Teil des Projekts in die Fort- und Ausbildung von Pflegepersonal integriert werden (vgl. Maier 2013, in Vorbereitung).

Interviews

Die meisten Interviewpartnerinnen und -partner kamen zu uns aufgrund eines kleinen Zeitungsartikels sowie aufgrund der Kriegskinderworkshops, die wir mit den Praxispartnern veranstaltet haben. Insgesamt war das Interesse sehr groß, für ein Interview zur Verfügung zu stehen, und die Interviewpartnerinnen und -partner zeichneten sich durch eine große Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit und Verbindlichkeit aus. Aufgrund der irritierenden und bisweilen auch erschreckenden Berichte über den Umgang der Erwachsenen mit den Kindern in den ersten Interviews wurde eine zweite Interviewrunde durchgeführt. In den Gesprächen kamen nicht nur Kriegserlebnisse zum Ausdruck, sondern auch Berichte über heftige Strafen und allgemein über belastende Beziehungserfahrungen mit den eigenen Eltern. Es überraschte hierbei die Beiläufigkeit, mit welcher diese Szenen erzählt wurden.

Kurzporträt – Frau Kirchner

Frau Kirchner wurde 1938 geboren und wuchs in einer finanziell gut situierten Familie auf dem Land in der Nähe einer größeren Stadt als Einzelkind auf. Der Vater war selbstständiger Handwerksmeister. Er habe sich zunächst „dem Krieg verweigert“, dann ab 1942 in Russland einen Werkzeugzug geleitet und Fahrzeuge repariert. An Kampfhandlungen sei er nicht beteiligt gewesen. Nach seiner Rückkehr aus einer dreimonatigen französischen Kriegsgefangenschaft habe er schnell wieder Arbeit gefunden und sei in seinem Beruf erfolgreich gewesen. Die Mutter war in einem kreativen Beruf tätig gewesen, den sie nach dem Krieg aber nicht mehr ausgeübt habe. Frau Kirchner erwarb nach dem Krieg einen Fachhochschulabschluss und machte eine Ausbildung ebenfalls in einem kreativen Beruf. Als Künstlerin ist sie heute als Rentnerin immer noch tätig und bekommt mit Ausstellungen im In- und Ausland viel Anerkennung. Sie lebt allein, ist zweimal geschieden und hat aus erster Ehe zwei Kinder und mittlerweile zwei Enkelkinder. Die Beziehung zu ihren Kindern beschreibt sie als schwierig.

Frau Kirchner schätzt im Fragebogen ihre eigenen Erlebnisse in der Kriegszeit als traumatisch ein: Sie habe sich in ihrer Kindheit und Jugendzeit durch Krieg und Nachkriegszeit sehr beeinträchtigt gefühlt. Mit ihrer Mutter und ihren Großeltern war sie 1944 bis 1945 für ein Jahr evakuiert worden. Hunger und Armut habe sie von 1943 bis 1945 erlebt, wie sie im Fragebogen angibt. Im Interview betont sie jedoch mehrmals zu Beginn, dass sie keinen Hunger hätte erleiden müssen. Sie habe mit ihren Eltern nicht über ihre eigenen schlimmen Erlebnisse sprechen können. Im Fragebogen gibt sie außerdem an, dass in der Familie ebenfalls nicht über die Verbrechen der Nazis gesprochen wurde. Die Fragen nach einer möglichen NSDAP-Mitgliedschaft der Eltern bleiben von Frau Kirchner unbeantwortet.

Sie kontaktiert uns per Telefon aufgrund des Zeitungsartikels. Schon am Telefon erzählt sie viel und berichtet gleich über ihren Vater. Zum Interview erscheint sie ein

paar Minuten zu früh. Sie ist eine attraktive Dame, gut gekleidet und wirkt sympathisch und interessant.

Schwärmend erzählt sie zu Beginn des Interviews, wie oben zitiert, sehr lange und ausführlich von der schönen Umgebung ihrer Kindheit, dem schönen Garten und dem Teich hinter dem Haus. Sie habe eine „sehr schöne Kindheit“ gehabt, betont sie gleich in ihrem ersten Satz. In diesem Zusammenhang erzählt sie sehr lebendig von ihrem Vater, dass er so vielseitige Fähigkeiten hatte, besonders gut in seinem Beruf war und dass, nachdem er eingezogen wurde, „alles schlimmer“ wurde. Später im Interview stellt sich heraus, dass sie nie „besonders stolz“ auf den Beruf ihres Vaters gewesen sei und dass er sich einen Jungen gewünscht hätte, aber mit ihr „zufrieden“ gewesen sei. Auch später noch habe er sich ihrer Tochter gegenüber wie ein „Macho“ verhalten. Das zu Beginn gezeichnete idealisierte Bild des Vaters verändert sich so im späteren Verlauf des Interviews.

Nach einiger Zeit berichtet sie vom Verhältnis zu ihrer Mutter. Diese habe sie zwar körperlich gut versorgt, aber kaum Zeit gehabt und sei ihr gefühlsmäßig kaum zur Verfügung gestanden. Teilweise sei sie sogar sehr hartherzig gewesen. Beide Eltern beschreibt sie als sehr streng, da sie sie sowohl körperlich als auch emotional hart bestraft hätten. Zärtlichkeiten habe es nur selten gegeben. Ihre Familie sei „irrational“ gewesen, fügt sie an. Sie selbst beschreibt sich mit einer gewissen Ambivalenz als ein äußerst neugieriges, aufgewecktes und lebendiges Kind. Einerseits erzählt sie dies mit einem anklingenden Stolz. Andererseits folgten auf das Ausleben ihrer Neugierde und Lebendigkeit immer wieder heftige Strafen, wie z.B. schon mittags ohne Essen bis zum nächsten Tag ins Bett zu müssen. Dieses Verhalten der Mutter wird von ihr indirekt rechtfertigt, indem sie anfügt, dass sie auch ein sehr „eigenwilliges“ Kind gewesen sei.

Frau Kirchner redet im Interview viel und schnell und über die verabredete Zeit hinaus. Ihre Sätze sind meist verschachtelt, und sie springt häufig von einem Thema zum anderen, so dass schließlich sogar sie selbst einige Male bemerkt, den „Faden“ verloren zu haben. Es fällt der Interviewerin schwer, sich durchgängig auf das Gespräch zu konzentrieren und allem zu folgen. Dies führt nachträglich zu einem Gefühl der starken Verwirrung. In einigen wenigen Szenen, in denen Frau Kirchner darüber spricht, was einzelne Familienmitglieder „im Krieg gemacht“ haben und wo sie in dieser Zeit waren, dass zum Beispiel ihr Großvater eine sehr hohe Position in einem kriegsrelevanten Unternehmen hatte, wird sie sehr ungenau und in der Sprache oft unverständlich. Die Frage nach der Involviertheit der Familienmitglieder ins NS-System liegt nahe. Es wird hier aber von der Interviewerin nicht genauer nachgefragt, aus Angst, eine empörte Reaktion zu bekommen: Man könne das ja sowieso nicht verstehen, wenn man das nicht selbst erlebt habe. Im Protokoll nach dem Interview wurde ebenfalls in diesem Zusammenhang das Gefühl beschrieben, „etwas gewaltsam durchbrechen“ zu wollen und sich damit „schuldig zu machen“. Wie in der Familie von Frau Kirchner wird auch im Interview über diese Themen geschwiegen.

Szenen über Kriegserlebnisse sind im Gegensatz zu anderen Erzählungen meist gut strukturiert und verständlich, aber nicht unemotional. Es scheint so, als ob Frau Kirchner diese nicht zum ersten Mal erzählt und eine Auseinandersetzung damit schon vor dem Interview stattgefunden hat.

Die folgenden Situationen kommen im Interview sehr überraschend, da sie vorher immer wieder davon erzählte, wie paradiesisch schön damals alles gewesen sei. Von

der Interviewerin wird sie vorher nach Erinnerungen an Bombardierungen gefragt, worauf sie davon berichtet und anmerkt, dass diese zwar damals schrecklich waren, sie diese aber „heute nicht mehr belastend“ empfinde. Hierauf erzählt sie wieder von der Idylle ihrer Kindheit, ihrem Beruf und ihren Freundschaften heute. Ihre Berufswahl begründet sie indirekt damit, dass ihre Mutter keine Zeit für sie gehabt hätte:

Meine Mutter hatte sehr wenig Zeit...Ich bin übrigens Künstlerin. (...) In der Not werden Menschen kreativ.

Darauf folgt ein Sprung in der Erzählung. Die folgende Szene ist die erste in einer Reihe, in der sie sich von ihrer Mutter verlassen oder nicht geschützt gefühlt hat:

Ich kann mich zum Beispiel erinnern, meine Mutter hat immer mal im Monat irgendwann mal die Betten gelüftet, man hat die damals nur mit Feder- und man hat nicht anders und man hat die gelüftet und es kamen Bombenalarme- und sie hat die Betten reingeholt und ich stand da mit meinem Teddy und hab ganz laut geschrien, voller Verzweiflung und habe geweint dabei und gerufen: „Mein Vati soll kommen! Mein Vati soll kommen!“- und sie hat sich mit den Betten beschäftigt und ich war alleine- ich habe mich furchtbar alleine gefühlt.

Frau Kirchner verbindet den Schutz mit ihrem abwesenden Vater. Die Mutter habe ihr nicht helfen können, da sie mit den Betten beschäftigt war. Danach erzählt sie, wie ihre Mutter sie einmal verloren hatte, nachdem sie vom Gepäckträger des Fahrrads der Mutter gefallen war, und fügt direkt, ihre Mutter rechtfertigend, an, dass diese sehr überfordert gewesen sei. Aufgrund ihrer bürgerlichen Herkunft habe sie immer versucht, auch während des Krieges, die gewohnte Normalität aufrecht zu halten, in der alles perfekt sein sollte. Wut klingt durch, wenn Frau Kirchner anmerkt, dass sie für das aufwendige Besticken von Kleidung und Deckchen Zeit gehabt hätte:

Das hat sie durchgezogen. Zögernd erzählt sie: Ja-a- und ich war müde, weil ich meine, man ist dann noch ein Kind gewesen, und war mal müde- und wie gesagt, ich bin mal noch vom Fahrrad gefallen und sie hat das gar nicht gemerkt- dann war sie- Ja, so hat sie mich verloren, und es ist mir da, Gott sei Dank, nichts passiert- aber immer hin- vom Fahrrad- das ist so hoch, nicht? Und wenn man da als Kind geschlafen hat und runterfällt, auch nicht so schön. Sie hat das... überhaupt nicht gemerkt.

Frau Kirchner erzählt diese Episode sehr beiläufig und beklagt sich eher indirekt darüber, dass ihre Mutter dies nicht bemerkt habe. Anschließend berichtet sie von der Heimkehr des Vaters, was für sie ein sehr freudiges Ereignis gewesen ist, und betont schließlich, dass sie ganz anders sei als ihre Mutter, was sie im weiteren Interview noch einige Male erwähnt. Einerseits bereitet sie sich selbst durch die positive Erinnerung der Rückkehr des Vaters auf die folgende schwierige Erzählung vor. Außerdem ist es ihr an dieser Stelle wichtig, sich von ihrer Mutter zu distanzieren. Sie selbst sei

nicht so oder nicht mehr so wie die Mutter.¹⁹ Nach einiger Zeit kommt sie schließlich wieder darauf zu sprechen, dass ihre Mutter „ganz schwierig“ gewesen sei:

Wenn ich Ihnen das erzähle, ich weiß gar nicht, ob das geht. Also ich erzähle Ihnen jetzt wirklich- ja- ich muss ja weiter vom Krieg erzählen- Jedenfalls gegen Kriegsende, wir wussten ja nicht, in welche Zone wir kommen würden, und meine Mutter, ja, hatte eine panische Angst vor den Russen, obwohl ja mein Vater... und wir hatten über diesen Fluss 'ne Brücke, und den einen Sonntag ist sie mit...ist sie mit mir auf die Brücke gegangen und hat gesagt: „Und da springen wir jetzt rein, wenn die Russen kommen!“ weil...und dann habe ich ihre Hand geholt und habe gefra...gesagt: „Ja Mutti, und was sagt dann der Vati?“ (...) Ich hatte wahnsinnige Angst gehabt.

An dieser Stelle im Interview fragt die Interviewerin nach, ob sie denn schon schwimmen konnte, und Frau Kirchner erwidert, dass sie ja gar nicht hätte schwimmen, sondern sterben sollen. Die Mutter habe sich und ihre Tochter durch den Sprung ins Wasser umbringen wollen, um sich vor den russischen Besatzern zu schützen. Die emotionale Reaktion der Interviewerin, die mit der Sicht des damaligen Kindes identifiziert ist, zeigt, wie schrecklich diese Situation des erweiterten Selbstmordes aus kindlicher Perspektive wirkt. Das Kind konnte das damaligen Verhalten der Mutter nicht verstehen und einordnen. Erst auf die Reaktion der Interviewerin, die zeigt, wie schrecklich sie diese Situation empfindet, kann auch Frau Kirchner anfügen:

Und ich fand das auch furchtbar, und ich muss auch sagen, als ich dann erwachsen wurde, das war ein Erlebnis, was eigentlich (...) aber wir haben über das nicht gesprochen,(...) Ich habe mich bei meiner Mutter nie sicher gefühlt, das weiß ich noch.

Man kann darin eine Form von Derealisierung erkennen, die sich häufig in Interviews mit traumatisierten Personen zeigt. Es scheint so, als ob die Anerkennung ihrer damaligen kindlichen Gefühle durch eine andere Person ihr diese Sicht auf die Situation erst ermöglicht, sie sich erst dann traut, so zu denken, zu fühlen, dies auszusprechen und als legitim zu empfinden, um aber gleich darauf im nächsten Satz wiederum ihre Mutter zu rechtfertigen und zu beteuern, dass ihre Mutter eine „ganz tolle Frau“ gewesen sei. Im gesamten Interview wird dies aber nur mit einer einzigen Szene gefüllt: Einmal an Weihnachten habe die Mutter für sie Süßes versteckt. Diese Erinnerung beendet Frau Kirchner allerdings wiederum mit dem Satz: „Ja, alle haben versucht, sich Mühe zu geben“, was eine relativierende Wirkung auf die Erzählung hat. Ihre Betonung darauf, wie „toll“ die Mutter gewesen sei, scheint wie der Versuch, die Interviewerin, aber vor allem auch sich selbst davon zu überzeugen.

Sie erzählt weiter von heftigen Strafen und dass sie als Kind zu der Überzeugung kam, dass ihre Mutter sie „nicht richtig lieb“ haben könne. Das die (kindlichen) Worte begleitende Kichern zeigt, dass sie diese Gedanken aus heutiger Perspektive ihrem

¹⁹ Indirekt sagt sie aber auch, dass sie genau wie ihre Mutter, ihre Kinder auch zu streng erzogen habe, was ihre Kinder ihr auch übel genommen hätten. Im Interview kommt es häufig zur Rollenkonfusion zwischen ihrer Mutter, ihr als Mutter, ihr als Tochter und ihrer eigenen Tochter, und es wird nicht immer klar, wer gerade gemeint ist.

kindlichen Erleben zuordnet, dies lächerlich findet und nicht mehr ernst nimmt. Darauf folgend, betont sie, dass es am Krankenbett ihrer Mutter kurz vor deren Tod zur Aussöhnung gekommen sei. Sie kommt hier schließlich zu der Einschätzung, „eine fantastische Mutter gehabt (zu haben), die sich sehr um mich und meine Familie gekümmert hat“.

Der Wunsch nach Versöhnung und die starke Loyalität ihrer Mutter gegenüber scheinen diese harmonisierende Sichtweise zu motivieren. Die während des Interviews zutage getretenen Widersprüche der „fantastischen“ und der kalten, strafenden Mutter sind wieder geglättet worden. Gleichzeitig erzählt sie aber, dass sie nie über die problematischen Erlebnisse mit ihrer Mutter habe sprechen können:

... ich hatte auch komischerweise sehr viel Zeit, mich von ihr zu verabschieden, dann...also...bevor sie gestorben ist, und...das waren vier Wochen, die wir beide zusammen hatten und ich extra nach M. gefahren, aber wir haben über das nicht gesprochen, aber da wollte ich nicht ihr das Leben noch schwerer machen- ja, das wollte ich nicht- Aber es war auch so, ich weiß nicht, ob meine Mutter gewisse Dinge hätte ergründen können- ich glaube...nein, weil meine Mutter war dann immer in sich zurückgezogen, hat im Gespräch dann einfach nicht geantwortet.

Diese „Dialoglosigkeit“ reproduziert sich ebenfalls im Interview. Die Interviewerin kommt kaum zu Wort und fühlt sich „komplett überrannt“ und „erschlagen“. Auch Frau Kirchner antwortet im Gespräch einige Male nicht auf Fragen, zieht sich allerdings nicht zurück, sondern tritt „die Flucht nach vorne“ an und macht es so der Interviewerin teilweise unmöglich, Verständnisfragen zu stellen. Fragen, die ihr Wissen über die Verbrechen des NS, die mögliche Involviertheit ihrer Familie und ihre Auseinandersetzung damit betreffen, kommen in diesem Interview im Gegensatz zu anderen Interviews gar nicht vor.

Im SKID-Interview erfüllt Frau Kirchner die Kriterien für die Diagnose einer lebensgeschichtlichen Posttraumatischen Belastungsstörung und einer generalisierten Angststörung. Im Fragebogen sind ihre heutigen – aktuellen – Angaben für die meisten der eingesetzten Skalen im Normbereich. Eine Ausnahme stellen zwei Unterskalen (JK und FM im IIP) dar, die interpersonale Probleme erfassen, wie die Schwierigkeit, sich von anderen abzugrenzen, „nein“ zu sagen, und Wut zu zeigen. Personen mit hohen Werten in diesen Skalen beschreiben sich als besonders leichtgläubig, lassen sich leicht überreden, und es fällt ihnen schwer, sich zu streiten. Frau Kirchner beschreibt, dass sie Anderen „zu sehr gefallen“ möchte und dass sie sich von Problemen anderer „zu sehr leiten“ lässt (vgl. Horowitz et al. 2000). Ihre aktuelle Symptombelastung im SCL-90 entspricht den Normwerten. Sie ist in vielen Bereichen ihres Lebens durchschnittlich zufrieden, mit Ausnahme der Beziehung zu ihren beiden Kindern, die sie als belastet beschreibt.

Kurzporträt – Frau Hahn

Frau Hahn, Jahrgang 1938, wächst während des Krieges ohne Geschwister mit der Mutter und den Großeltern in einem Haus in der Großstadt auf. Sie wird aufgrund der andauernden Bombenbedrohung mit ihrer Mutter aufs Umland evakuiert. Dort bringt die Mutter sich und die Tochter mit Aushilfsarbeiten durch, sucht wiederholt nach

einer neuen Arbeitsstelle, um auf die Bedürfnisse der noch kleinen Tochter Rücksicht nehmen zu können. Der Vater, ein Handwerker, wird relativ spät, 1942, in die Wehrmacht eingezogen und verbringt einige Zeit in französischer Kriegsgefangenschaft, aus der er mit einer Malariainfektion heimkehrt, als die Tochter sieben Jahre alt ist. Frau Hahn berichtet, der Vater sei aufgrund glücklicher Umstände (er hatte seine Truppe nach einem Heimaturlaub immer knapp verpasst) kaum in das Kriegsgeschehen involviert gewesen. Seine, von ihr im Fragebogen angegebene, NSDAP-Mitgliedschaft kommentiert sie nicht.

Frau Hahn beschreibt ihre Beziehung zur Mutter während des Interviews an mehreren Stellen trotz aller Entbehrungen als recht gut. Tatsächlich gibt sie als Motivation für das Gespräch mit uns die heutige Lebenssituation ihrer Mutter an. Die Mutter lebt in einem Altenpflegeheim, weshalb Frau Hahn sich für die Bewohnerinnen und Bewohner, „die den Krieg erlebt haben“, engagieren möchte. Sie hat den Wunsch, durch Teilnahme an der Studie die Situation der älteren Menschen in den Pflegeheimen zu verbessern und deren Nöte zu thematisieren. Ihre heutige Beziehung zu ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn, die nach einem Auslandsaufenthalt vorübergehend bei ihr wohnen, beschreibt sie als lebendig und bereichernd. Im Interview, nach ihrer ersten Kindheitserinnerung befragt, erinnert sie sich spontan an die folgende Szene im Schutzkeller, als sie zweieinhalb Jahre alt war. Durch die anhaltenden Bombenangriffe wurde der Straßenzug, in dem sie gelebt hat, zerstört, ihr Haus sei das einzige gewesen, das von den Bomben verschont blieb:

Ja das war eigentlich die Zeit, in die ich immer in den Luftschutzkeller verschleppt wurde von meiner Familie. Familie bedeutete damals mein Großvater, der allerdings nie in den Keller ging. Der war immer auf dem Dach zu finden, um die Bomben aufzusammeln. Aus dem Haus, das war ein Haus mit fünf, sechs, Parteien und wir saßen im Luftschutzkeller dicht beieinander und auf dem Fußboden waren Holzroste und wir hatten Stühle da aufgestellt. Es war verdammt dunkel und man musste so eine unheimliche Sandsteintreppe runter. Ich weiß nur noch, meine Mutter hatte einen schönen Fuchspelz, den hat sie mir so um den Kopf gelegt und mich dann irgendwie in den Arm genommen. Und dann saßen wir da. So ein kleines Kind, wie alt war ich da, zwei, zweieinhalb Jahre, ich denk schon. Wir saßen da und die Zeit war endlos lang und so ein Kind guckt sich da alles an und ich könnte die Räume heute noch beschreiben und auch die Personen, die dabei waren. (...). Ja die haben mich lange begleitet und es ist auch nix passiert. A b e r : ähm die Zeit im Keller die kann ich erinnern, das war irgendwie, ich würd nicht sagen Angst, ich war ja bewahrt und behütet von meiner Mutter, aber ein Kind spürt auch die Situation und die Ängste der Menschen und sie haben immer da reagiert, wenn irgendwelche Geräusche deutlich wurden. Das war eigentlich so meine früheste Erinnerung. (...) Ich war eigentlich geborgen, nur in den Gesichtern der anderen Menschen, die um mich waren, da nimmt man etwas wahr. Und so ein Kind sitzt da und beobachtet nur, das weiß das nicht einzuordnen.

Obwohl in der hier erzählten Szene das Unverständnis des Kindes gegenüber den ängstlichen Gesichtern der Erwachsenen deutlich wird, so vermittelt sich der Interviewerin über den weichen Fuchspelz, in den die Mutter das Kind im Keller schüt-

zend wickelt, auch ein Bild von Weichheit und Nähe. Der „Schutzpelz“, der auf die Interviewerin wie ein Übergangsobjekt wirkt, symbolisiert ein Bemühen der Mutter, die Tochter vor dem Schrecken des Krieges und der Kälte und Bedrohung des Kellers abzusichern, das, auch wenn es nicht vollständig gelingt, bedeutsam erscheint. Ebenso vermittelt Frau Hahn der Interviewerin den Eindruck, dass es damals zwar schlimm und bedrohlich war, dass sie als Kind aber nicht alleine und nicht überwältigt war. Den Schal aus Fuchspelz behält Frau Hahn bis ins hohe Alter bei sich. Auf einem Kindheitsfoto, das sie der Interviewerin nach dem Gespräch zeigt, ist ihre Mutter abgebildet. Sie ist herausgeputzt für einen Sonntagsspaziergang und fährt die kleine Tochter im Kinderwagen spazieren. Der Schal ist um ihren Hals gelegt.

Wenige Zeit nach dem in der Anfangsszene geschilderten Ereignis, kommt es zur Evakuierung von Mutter und Tochter aus dem Haus der Großeltern nach einer dramatischen Szene, die das Leben der Tochter bedroht: Die Familie befindet sich in der Wohnung der Großeltern, als eine durch einen Bombenangriff ausgelöste Druckwelle die Wohnung erfasst. Die Mutter und die Großeltern suchen nach dem Kind und können sie in der Wohnung nicht finden. Frau Hahn beschreibt es so:

Die Tür stand offen und ich wurde durch den Sog über den Flur in das Treppenhaus gedrückt und saß in einer Ecke der Nachbarswohnung vor deren Tür und habe keinen Ton gesagt. Deswegen wurde ich auch nicht gefunden. Nachdem sie mich aufgespürt hatten, hatte ich die Sprache verloren und konnte nicht mehr sprechen. Meine Mutter war sehr besorgt und ging mit mir zum Arzt. Und der Arzt, der sehr vernünftig war, sagte, lassen sie das Kind in Ruhe, das war für das Kind ein ungewöhnliches Ereignis, und durch den Schock ist das entstanden, und es wird durch ein anderes ungewöhnliches emotionales Ereignis wieder zurückfinden, vielleicht auch durch Freude. Und das passierte auch ein halbes Jahr später. Da kam mein Vater aus dem Krieg zum Heimaturlaub und dann hab ich ihn gesehen und „Papapapapa“ hab ich wieder angefangen zu plappern. Und nach diesem Geschehen hat mein Vater dafür gesorgt, das wir – das war nach 43 – evakuiert wurden, dann waren wir auch in einer kleinen Stadt im Umland zusammen.

Auch diese Szene traumatischer Qualität schildert Frau Hahn in der ihr eigenen Art. Schrecken und Sprachlosigkeit des kleinen Kindes werden deutlich in den dramatischen Folgen der Regression des Mädchens, dessen Sprache sich gerade erst entwickelt, auf ein früheres Entwicklungsniveau. Dennoch betont Frau Hahn auch den helfenden und beruhigenden Umgang der anderen mit ihr. So beruhigt sie, mithilfe des erfahrenen Arztes, auch die Interviewerin, dass solch ein Ereignis zwar plötzlich und schlimm, vielleicht aber in der nachträglichen Rekonstruktion verstehbar ist. Nach dieser Bedrohung des Kindes, ziehen Mutter und Tochter in das Haus der Schwester aufs Umland. Dort wird die Mutter, so schildert es die Tochter, für schwere körperliche Arbeit eingesetzt, was auch dazu führt, dass sie wenig Zeit hat, sich um ihre Tochter zu kümmern. In der Not wird die Mutter selbst aktiv und organisiert sich und dem Kind über den Bürgermeister der Stadt eine eigene Wohnung mit dem Argument, dass sie kaum Zeit habe, für ihre Tochter zu Sorgen. Hier kümmern sich nun auch Nachbarn um das Mädchen, und die Mutter findet auf Eigeninitiative eine Anstellung in einem medizinischen Beruf und als Magd auf einem nahegelegenen Bau-

ernhof, was auch die Nahrungsversorgung der beiden verbessert. Eine ähnliche Szene schildert Frau Hahn auch im Folgenden: Mutter und Tochter sind erneut umgezogen und wohnen neben einer Hebamme in einem kleinen Häuschen mit „einem schönen Garten mit Katzen und Katzenjungen“. Um im Winter heizen zu können, gehen die Mutter und eine Freundin nachts in den nahegelegenen Wald, um kleine Tannen zu fällen und so an Brennholz zu kommen. Vom Förster wird das, so glaubt Frau Hahn, geduldet und übersehen.

Und in einer dieser Nächte bin ich wohl aufgewacht und aus der Wohnung auf die Suche nach meiner Mutter gegangen im Nachthemd im Winter, und ich bin spazieren gewesen im Wald. Ich wusste ja, wo sie ist, hab gebrüllt, und irgendwo hat sie mich gehört, und von da an wurde ich immer von der Schwester ihrer Freundin betreut, wenn die Frauen in den Wald mussten, war also immer jemand dann da. (...) Sie hat schon immer versucht, mich wohin zu geben, wo man mich bewahren konnte.

Auch in dieser Schilderung werden Momente von Einsamkeit und Angst bei dem alleingelassenen Mädchen deutlich. Aber auch hier gibt es eine Umwelt, die auf die Angst des Mädchens reagiert. So versuche die Mutter, das Kind nach Möglichkeit „zu bewahren“.

In den Erinnerungen von Frau Hahn fällt auf, dass sie ihre Umgebung neben dem bedrohlichen Außen des Krieges, dem Hunger und dem „Auf-sich-allein-gestellt-Sein“, auch als haltend und schützend erlebt. Die Mutter, aber auch die Großeltern und die Nachbarn sind darum bemüht zu helfen. Auch erlebt sie die eigene Initiative und die der Mutter als erfolgreich; sie erlebt sich und die anderen als Menschen, die etwas bewirken können – im anderen und in der Umwelt. In ähnlicher Weise erweckt dieses Erzählen auch in der Interviewerin das Bild eines guten Zusammenlebens in der Familie.

Jahrzehnte später aktualisiert eine Begebenheit während des ersten Golfkrieges, als eine Anti-Kriegs-Demonstration mit Fackeln durch die Straße an ihrer Wohnung vorbeizieht, das Erleben der Bedrohung ihrer Kindheit im Krieg. Frau Hahn reagiert darauf mit einer somatischen, körperlichen Reaktion, deren quälende Symptome im Laufe der nächsten Wochen durch medizinische Hilfe wieder abklingen. Hier erlebt Frau Hahn eine Wiederholung der damaligen Hilflosigkeit, einen traumatischen Einbruch in ihr sonst als stabil geschildertes Leben, der an den regressiven Zustand der Sprachlosigkeit in Folge des traumatischen Erlebnisses in der frühen Kindheit erinnert. Hierin finden sowohl die Ängste und die Überforderung des damaligen Kindes ihren Ausdruck, als auch die von Frau Hahn als Resilienzfaktor erlebte Fähigkeit der Umwelt, schlimme Ängste zu mildern. Im Fragebogenteil und im klinischen Interview zeigt Frau Hahn, obwohl sie diese Szene der traumatischen Reaktualisierung angibt, keine Auffälligkeiten im Sinne des klinischen Diagnoseverfahrens. Sie beschreibt sich als selbstwirksam und kompetent in ihrer Fähigkeit, Gefühle wahrzunehmen und zu kommunizieren. Ihre interpersonalen Beziehungen schildert sie als weitgehend unproblematisch und befriedigend. Ihre Symptombelastung insgesamt ist unterdurchschnittlich gering.

Schlussbetrachtung

In den Biographien von Frau Kirchner und Frau Hahn zeigen sich viele Parallelen: Beide sind 1938 geboren, Einzelkinder, haben Bombardierungen und Evakuierung, die Abwesenheit des Vaters erlebt, und beide hatten überlastete Mütter. In den Erzählungen der Interviews zeigen sich aber die zentralen Unterschiede: Während Frau Kirchner zu Beginn ein sehr idealisiertes Bild ihrer Kindheit zeichnet und sich immer stärker der nicht ausgetragene, aber sehr belastende Konflikt mit ihrer Mutter, die Enttäuschung über den Vater herauskristallisiert und dies die positiven Erinnerungen stark relativiert, erzählt Frau Hahn von dem wiederholt erlebten Schutz, den sie auch in schwierigsten Zeiten erfahren hat, ohne aber ihre Kindheit zu idealisieren. Ambivalenzen können erzählt und ausgehalten werden, ebenso schlimme Erlebnisse. In ihren Erzählungen gibt es keine starken Brüche, keine Verwirrungen und „Verirrungen“, im Gegensatz zu denen von Frau Kirchner.

Bis heute fällt es Frau Kirchner sichtlich schwer, ihrer Verletztheit in Bezug auf die Mutter bewusst Raum zu geben, ohne gleich darauf Schuldgefühle zu empfinden und sich sofort um eine „Wiedergutmachung“ zu bemühen. Die Ambivalenz ihrer Mutter gegenüber scheint sich aus zwei unterschiedlichen Verarbeitungsebenen zu ergeben: Auf der affektiven Ebene empfindet sie die Verletzungen, die wiederum stark mit Schuldgefühlen verbunden sind und wenig bearbeitet scheinen. Auf der rationalen Ebene erkennt sie über die Identifizierung mit der Mutter an, was diese geleistet habe. Es scheint ihr unmöglich, dies nebeneinander stehen lassen zu können. Durch die spätere einseitige Anerkennung der Leistungen der Mutter ist eine „Versöhnung“ mit ihr scheinbar möglich, nicht aber bei gleichzeitiger Anerkennung des Leides ihrer Tochter. So kommt es weder zu einer intensiven Nähe noch schafft es Frau Kirchner, sich von ihrer Mutter zu lösen. Die Deckerinnerung der „paradiesischen“ Kindheit im zauberhaften Garten, die nicht nur zu Beginn, sondern immer wieder im Interview erzählt wird, hinterlässt zunächst das Bild einer glücklichen Kindheit, welches im Verlauf des Interviews nach und nach immer größere Risse bekommt, durch die negative Erinnerungen dringen. Frau Kirchner kam zu uns, um über ihre Kriegserlebnisse zu sprechen. Letztendlich nehmen diese aber nur einen geringen Teil des Interviews ein, und die Beziehungen in der Familie dominieren schließlich das Interview, ohne dass dies von Frau Kirchner so „geplant“ gewesen war.

Als „Kriegskind“ fand sie den Weg zum Projekt und damit eine Möglichkeit, über ihr Leid zu sprechen. Die Dynamik des Interviews und die Unstrukturiertheit ihrer Erzählungen lassen darauf schließen, dass diese negativen Erinnerungen weitgehend verdrängt waren und im Moment des Erzählens einen vorhandenen innerpsychischen Konflikt abbilden. Ihre bisherige Kindheitsgeschichte erfährt während des Interviews eine Umstrukturierung, konflikthafte Erinnerungen werden zumindest im Sinne von Versprachlichung in die Erzählung integriert. Damit entfalten sie eine neue Wirksamkeit, wobei auch die Reaktion der Interviewerin eine Rolle spielt, bestätigt sie immer wieder die Legitimität des Leids und der Wut.

Sowohl bei Frau Kirchner als auch bei anderen Interviewten fällt auf, dass im Interview zunächst von einer harmonischen Kindheit berichtet wird, bis gegen Ende des Interviews ein unangenehmes bis schreckliches Erlebnis nach dem anderen erzählt wird. Man kann sogar von einer Steigerung in der Dramatik der erzählten Ereignisse

sprechen, wobei das emotional Belastendste am Ende der Reihe steht. In den Interviews kommt es zu einer Art Kettenreaktion von negativen Erinnerungen, wobei die schmerzhafteste Erinnerung nur am Ende einer solchen Kette stehen kann, ist doch die Diskrepanz zu den vorherigen Beschreibungen der familiären Harmonie zu groß. Die Kriegserlebnisse stehen meist am Anfang dieser Reihen bzw. im ersten Teil des Interviews.

Durch die Interviews konnte der Zusammenhang zwischen Kriegserlebnissen und Beziehungserfahrungen genauer beleuchtet werden. In den Erzählungen fungieren Erinnerungen an Bombennächte oder andere Kriegshandlungen häufig als Deckerinnerungen, als stellvertretende Erinnerungen für das eigentlich Schmerzhafte: Es lässt sich leichter über den Krieg sprechen, d.h. über ein äußeres Ereignis, als über das Grauen in der Familie. In den Interviews wird durch die Deckerinnerungen hindurch eine stufenweise Annäherung an das „eigentlich“ Schreckliche, die schmerzlichen Beziehungserfahrungen, geleistet. Denn es ist psychisch nur schwer erträglich, das Bild der guten und geliebten Eltern zusammenzubringen mit Erinnerungen an Begebenheiten, in denen man sich durch sie bedroht, verletzt oder verraten fühlte. Diese Szenen werden zugunsten des Bildes der guten Eltern, der heilen Kinderwelt und um des harmonischen Verhältnisses Willen vom Bewusstsein ferngehalten, kommen aber im Interview letztendlich hervor.

Eine Identität als Kriegskind wirkt dahingehend entlastend, dass sich weder mit der Vergangenheit der Eltern und einer möglichen Täterschaft noch mit der eigenen Identifizierung mit Teilen der NS-Ideologie und mit den negativen Beziehungserfahrungen in der Familie bewusst auseinandergesetzt werden muss, sondern die Gründe des Leids im äußeren Faktor des Krieges gefunden werden können. Allerdings geschieht dies auf Kosten der Anerkennung eigener Verletztheit, Enttäuschung und Leiden, was eine lebenslange psychische Belastung darstellt. Daher müssen neben den Kriegserlebnissen auch diese Erinnerungen erzählt werden und dadurch einer Anerkennung zugänglich gemacht werden.

Anhand der Interviews können wir zeigen (Quindeau et al., in Vorbereitung), dass Kinder, die in einer beschützenden, liebevollen Umgebung aufgewachsen sind, den Krieg als weniger bedrohlich wahrnahmen, besser damit umgehen konnten und bis in die Gegenwart hinein weniger Probleme mit den Kriegserinnerungen haben. So kann schließlich veranschaulicht werden, wie der durch den Krieg entstandene Schrecken sich mit dem Verhalten der Eltern und der Beziehungsdynamik verbindet und unter Umständen erst unter dieser Bedingung zu dem Trauma wird, von dem derzeit so viel berichtet wird. Auch wenn wir aus heutiger Sicht andere Gründe für das damalige Handeln der Eltern finden können (Überforderung und Stress in der Kriegssituation), so schlägt sich das damalige Erleben des Kindes doch in der weiteren Entwicklung und Lebensgestaltung nieder. Hinzu kommt die ebenfalls problematische Tatsache, dass die meisten nie mit ihren Eltern über diese belastenden Situationen und ihre Verwicklung ins NS-System sprechen konnten, dass in den Familien das Schweigen einen großen Raum einnahm.

Die besonderen Belastungen dieser Generation können nur verstanden werden, wenn man die äußere Bedrohung durch den Krieg und die problematischen familiären Beziehungserfahrungen in ihrem Zusammenwirken, wenn die Erlebnisse also in ihrem spezifischen sozio-historischen Kontext betrachtet werden. So kann dem Prozess

der beschriebenen Spaltung im Kriegskinderdiskurs sowohl auf der individuellen als auch auf der forschungspraktischen Ebene entgegengewirkt werden.

LITERATUR

- Antonovsky, Aaron (1987): *Unraveling the Mystery of Health. How People Manage Stress and Stay Well*, San Francisco.
- Assmann, Aleida (1998): Stabilisatoren der Erinnerung. Affekt, Symbol, Trauma, in: Jörn Rüsen und Jürgen Straub (Hg.): *Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewußtsein*, Frankfurt a. M., 131-152.
- Assmann, Aleida (2007): *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, Bonn.
- Assmann, Aleida und Jan Assmann (1990): Kultur und Konflikt. Aspekte einer Theorie des unkommunikativen Handelns, in: Jan Assmann und Dietrich Harth (Hg.), *Kultur und Konflikt*, Frankfurt a. M., 11-48.
- Bar-On, Dan und Christoph J. Schmidt (1993): *Die Last des Schweigens. Gespräche mit Kindern von Nazi-Tätern*, Frankfurt a. M.
- Bauer, Andrea (2009): *Kriegskindheit im Zweiten Weltkrieg und heutige psychosomatische Belastung durch posttraumatische und komorbide Symptome*. Dissertation Ludwig-Maximilians-Universität München, München.
- Benzing, Richard (1941): *Grundlagen der körperlichen und geistigen Erziehung des Kleinkindes im nationalsozialistischen Kindergarten* (Schriftenreihe des NSV, Bd. 1), Berlin.
- Berger, Manfred (1986): *Vorschulerziehung im Nationalsozialismus. Recherchen zur Situation des Kindergartenwesens 1933-1945*, Weinheim/Basel.
- Berger, Manfred. (2005): Heil Hitler Dir! Du bist und bleibst der beste Freund von mir. Zur Kindergartenpädagogik im Nazi-Deutschland (1933-1945). Unter besonderer Berücksichtigung der Fachzeitschrift *Kindergarten* (1933-1942), <http://www.kindergarten-paedagogik.de/1258.html>, Zugriff am 18.11.2007.
- Bergmann, Martin S., Milton E. Jucovy und Judith S. Kestenberg (Hg.) (1995): *Kinder der Opfer, Kinder der Täter. Psychoanalyse und Holocaust*, Frankfurt a. M.
- Bode, Sabine (2004): *Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen*, Stuttgart.
- Bohleber, Werner (1990): Das Fortwirken des Nationalsozialismus in der zweiten und dritten Generation nach Auschwitz, in: *Babylon* 4, Heft 7, 70-84.
- Bohleber, Werner (1997): Die Konstruktion imaginärer Gemeinschaften und das Bild von den Juden. Unbewußte Determinanten des Antisemitismus in Deutschland. *Psyche* 51, Heft 6, 570-605.
- Bohleber, Werner (1998): Transgenerationelles Trauma, Identifizierung und Geschichtsbewusstsein, in: Jörn Rüsen und Jürgen Straub (Hg.): *Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewußtsein*, Frankfurt a. M. 1998, 256-274.
- Brockhaus, Gudrun (2010): Kontroversen um die ‚Kriegskindheit‘, in: *Forum der Psychoanalyse* 26, 313-324.
- Brumlik, Micha (2005): *Wer Sturm sät. Die Vertreibung der Deutschen*, Berlin.
- Chamberlain, Sigrid (2010): *Hitler, die deutsche Mutter und ihr erstes Kind. Über zwei NS-Erziehungsbücher*, Gießen.
- Decker, Oliver und Elmar Brähler (2006): Die psychosozialen Folgen von Vertreibung, Ausbombung und Vaterlosigkeit bei den Geburtsjahrgängen 1930-1945, in: Hartmut Radebold, Gereon Heuft und Insa Fooker (Hg.): *Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen aus psychohistorischer Perspektive*, Weinheim/München, 119-138.
- Dill, Ludwig (2010): *Lebenserinnerungen*. Kommentiert von Matthias Hamann, Dachau.
- Eckstaedt, Anita (1989): *Nationalsozialismus in der ‚zweiten Generation‘. Psychoanalyse von Hörigkeitsverhältnissen*, Frankfurt am Main.

- Eickhoff, Friedrich-Wilhelm (1986): Identification and its Vicissitudes in the Context of the Nazi Phenomenon, in: *International Journal of Psycho-Analysis* 67, 33-44.
- Fahrenberg, Jochen, Michael Myrtek, Jörg Schumacher und Elmar Brähler (2000): Fragebogen zur Lebenszufriedenheit. FLZ, Göttingen u. a.
- Fest, Joachim (2002): *Der Untergang. Hitler und das Ende des Dritten Reiches*. Berlin.
- Franke, Gabriele Helga (2002): SCL-90-R. Symptom-Checkliste von L. R. Derogatis. Deutsche Version (2. Aufl.), Göttingen.
- Frei, Norbert (2005): 1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewusstsein der Deutschen, München.
- Freud, Anna und Dorothy T. Burlingham (1943): *War and children*, New York.
- Freud, Anna und Sophie Dann (1951): An Experiment in Group Upbringing, in: *Psychoanalytic Study of the Child* 6, 127-168.
- Freud, Sigmund (1899a): Über Deckerinnerungen (Gesammelte Werke, Bd. 1), Frankfurt a. M.
- Glaesmer, Heide und Elmar Brähler (2011): Die Langzeitfolgen des Zweiten Weltkrieges in der deutschen Bevölkerung: Epidemiologische Befunde und deren klinische Bedeutung, in: *Psychotherapeutenjournal* 4, 346-353.
- Glaesmer, Heide, Thomas Gunzelmann, Elmar Braehler, Simon Forstmeier and Andreas Maercker (2010): Traumatic experiences and post-traumatic stress disorder among elderly Germans: results of a representative population-based survey, in: *International Psychogeriatrics* 22, 661-670.
- Glaser, Barney G. und Anselm Strauss (1998): *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*, Bern u. a.
- Grünberg, Kurt und Jürgen Straub (Hg.). (2001): *Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen des Nationalsozialismus bei Nachkommen von Opfern und Tätern*, Tübingen.
- Gudehus, Christian, Ariane Eichenberg und Harald Welzer (Hg.) (2010): *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart.
- Haarer, Johanna (1936): *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind*, München.
- Haarer, Johanna (1938): *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind*, München/Berlin.
- Haarer, Johanna (1940): *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind*, München.
- Halbwachs, Maurice (1925/1985): *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Frankfurt a.M.
- Horowitz, Leonard M., Bernhard Strauß und Hans Kordy (2000): *Inventar zur Erfassung Interpersoneller Probleme. Deutsche Version (IIP-D)*, Weinheim.
- Kandel, Eric R. und Hainer Kober (2006): *Auf der Suche nach dem Gedächtnis. Die Entstehung einer neuen Wissenschaft des Geistes* (2. Aufl.), München.
- Keim, Wolfgang (1995): *Antidemokratische Potentiale, Machtantritt und Machtdurchsetzung (Erziehung unter der Nazi-Diktatur, Bd. 1)*, Darmstadt.
- Klunt, Michael und Samuel Salzborn (2003): *Erinnern, verdrängen, vergessen. Geschichtspolitische Wege ins 21. Jahrhundert*, Gießen.
- Kötscher, Dagmar (2012): Verdeckte Spuren deutscher Geschichte – verdeckende Psychoanalyse, in: *Forum der Psychoanalyse* 28.
- Konrad, Franz-Michael (2004): *Der Kindergarten. Seine Geschichte von den Anfängen bis in die Gegenwart*, Freiburg.
- Krause, Rainer (2010): Facetten eines „deutschen“ Gegenübertragungsproblems, in: *Forum Psychoanalyse* (online-Publikation).
- Kupfer, Jörg, Burkhard Brosig und Elmar Brähler (2001): Toronto-Alexithymie-Skala 26. TAS-26. Deutsche Version, Göttingen u. a.
- Kuwert, Philipp, Carsten Spitzer, Anna Träder, Harald J. Freyberger und Michael Ermann (2007): Posttraumatische Belastungssymptome als Spätfolge von Kindheiten im Zweiten Weltkrieg, in: *Psychotherapeut* 52, Heft 3, 212-217.
- Kühner, Angela (2007): *Kollektive Traumata. Konzepte, Argumente, Perspektiven*, Gießen.

- Lamparter, Ulrich (2006): Was können und was müssen wir für Betroffene heute (therapeutisch) tun? (Beiträge aus der Podiumsdiskussion). Aus der Sicht der Psychosomatik, in: Hartmut Radebold, Gereon Heuft und Insa Fooken (Hg.), *Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer Perspektive*, Weinheim, 201-208.
- Lamparter, Ulrich, Christa Holstein, Linde Apel, Malte Thießen, Dorothee Wierling, Birgit Möller und Silke Wiegand-Grefe (2010): Die familiäre Weitergabe von Kriegserfahrungen als Gegenstand interdisziplinärer Forschung. *Zeitschrift für Psychotraumatologie, Psychotherapiewissenschaft, Psychologische Medizin* 8, Heft 1, 9-23.
- Leuzinger-Bohleber, Marianne und Ulrich Stuhr (Hg.) (1997): *Psychoanalysen im Rückblick. Methoden, Ergebnisse und Perspektiven der neueren Katamneseforschung*, Gießen.
- Lohl, Jan (2011): Das psychische Erbe des Nationalsozialismus. Ein psychoanalytischer Beitrag zur Generationenforschung, in: Markus Brunner, Jan Lohl, Sebastian Winter und Rolf Pohl (Hg.): *Volksgemeinschaft, Täterschaft und Antisemitismus. Beiträge zur psychoanalytischen Sozialpsychologie des Nationalsozialismus und seiner Nachwirkungen*, Gießen, 195-226.
- Marks, Stephan (2011): *Warum folgten sie Hitler? Die Psychologie des Nationalsozialismus*, Düsseldorf.
- Mead, George Herbert (1969): *Die Philosophie der Sozialität. Aufsätze zur Erkenntnisanthropologie*, Frankfurt a.M.
- Moser, Tilmann (1996): *Dämonische Figuren. Die Wiederkehr des Dritten Reiches in der Psychotherapie*, Frankfurt a.M.
- Müller-Hohagen, Jürgen (1005): *Verleugnet, verdrängt, verschwiegen. Seelische Nachwirkungen der NS-Zeit und Wege zu ihrer Überwindung*. München.
- Müller-Hohagen, Jürgen (1994): *Geschichte in uns*, München.
- Quindeau, Ilka (1995): *Trauma und Geschichte. Interpretationen autobiographischer Erzählungen von Überlebenden des Holocaust*, Frankfurt a.M.
- Quindeau, Ilka (2004): *Spur und Umschrift. Die konstitutive Bedeutung von Erinnerung in der Psychoanalyse*, Paderborn/München.
- Radebold, Hartmut (Hg.) (2003): *Kindheiten im II. Weltkrieg und ihre Folgen*, Gießen.
- Radebold, Hartmut, Gereon Heuft und Insa Fooken (Hg.) (2006): *Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer Perspektive*, Weinheim/München.
- Reddemann, Luise (Hg.) (2004): *Psychotherapie der dissoziativen Störungen. Krankheitsmodelle und Therapiepraxis – störungsspezifisch und schulenübergreifend*, Stuttgart/New York.
- Rosenthal, Gabriele (Hg.) (1997): *Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern*, Gießen.
- Rüsen, Jörn und Jürgen Straub (Hg.) (1998): *Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewußtsein*, Frankfurt a.M.
- Schneider, Christian, Cordelia Stillke und Bernd Leineweber (1996): *Das Erbe der Napola. Versuch einer Generationengeschichte des Nationalsozialismus*, Hamburg.
- Schleißinger, Alexander: *Der Kindergarten und die Nationalsozialisten – Auswirkungen der NS-Ideologie auf die öffentliche Kleinkindbetreuung in den Jahren 1933-1945. Kindergartenpädagogik*. Online-Handbuch. <http://www.kindergartenpaedagogik.de/1735.html>
- Schlesinger-Kipp, Gertraud (2003): Psychoanalytische Behandlungen von Kriegs„kindern“. Ergebnisse der Katamnese studie, in: *psychosozial* 92, 23-32.
- Scholtz, Harald (1985): *Erziehung und Unterricht unterm Hakenkreuz*, Göttingen.
- Scholtz, Harald (2009): *Erziehung und Unterricht unterm Hakenkreuz (Neuausgabe)*, Göttingen.
- Schulz, Hermann, Hartmut Radebold und Jürgen Reulecke (2004): *Söhne ohne Väter. Erfahrungen der Kriegsgeneration*, Berlin.

- Schulz-Hageleit, Peter (2009): Kriegsgeschehen und NS-Kindheit. Psychohistorische Überlegungen zur Verflechtungen und Entflechtung von zwei Erfahrungssträngen (Paper auf dem Jahrestreffen WWII-Kindheiten in Hofgeismar vorgestellt).
- Schulz-Hageleit, Peter (2012): Geschichtsbewusstsein und Psychoanalyse, Freiburg i B.
- Senfft, Alexandra (2012): Die Täter sind immer die Anderen, in: Psychoanalyse 1, Heft 28, 137-143.
- Stargardt, Nicolas (2006): „Maikäfer flieg!“. Hitlers Krieg und die Kinder, München.
- Straub, Jürgen (1989): Historisch-psychologische Biographieforschung. Theoretische, methodologische und methodische Argumentationen in systematischer Absicht, Heidelberg.
- Warburg, Aby (1932): Gesammelte Schriften, Leipzig/Berlin.
- Westernhagen, Dörte von (1987): Die Kinder der Täter, München.